

Berichte aus einem Land, das es nicht mehr gibt



Wie hast du die Grenze erlebt?

*Überraschungen
im Wohnheim...
Inländer und Ausländer*

*Vor- und Nachteile,
Sprachliche
Schwierigkeiten...*

*Wie haben wir
die Küche erlebt?*

*Kuriose Fächer,
z. B. Probleme der BRD*

*Welche Grenzen und
welche Freiheiten gab es?*

Unsere privaten Geschichten von den Uni-Jahren

A 2024 októberi közgyűlésről

A közgyűlés elfogadta a Vezetőség és a Felügyelő Bizottság beszámolóját és a 2023-as mérleget. A tisztségviselők további három évre bizalmat kaptak:

Vezetőség: Csépai Ágnes, Kelemen Nóra, Korencsy Ottó, Nagy Edit, Surányi András, Szandi Kornélia, elnök : Bornemissza Tamás

Felügyelőbizottság: Wilhelm Gábor, Zsakay Gábor, Márki Gábor

A tagságtól érkezett kezdeményezésre 2025-től bevezetjük azt a szolgáltatást, hogy azon tagjainkat, akik a tárgyévi tagdíjat befizették – kérésükre – az általuk megjelölt központi egyesületi programokra, három héttel azok időpontja előtt, e-mailben emlékeztetjük.

Hagyományosan központi programjaink a konferencia, a tavaszi kirándulás, a kerékpáros túra, az Oktoberfest, az őszi kirándulás. A kérést az info@nemet-diplomasok.hu e-mail címre kérjük küldeni.

2025-ÖS TOVÁBBI KÖZPONTI PROGRAMJAINK:

SZEPTEMBER 6. VIII. Seeumrundung oder
Tour in die Donauknie mit Fahrrad

SZEPTEMBER 27. Herbstspaziergang mit Plausch

OKTÓBER 11. 33. Vereins-Oktoberfest und 49. Trefen
der Studenten der TH/TU KMSt-Chemnitz

Veränderungen und weitere Informationen auf unserer WEB-Seite

www.nemet-diplomasok.hu

„Ami leginkább élér az emberekhez, az az ha történeteket mesélünk.”

JANE GOODALL

Kedves Társak!

Először mintegy 65 éve, utoljára 35 éve kezdtek magyar diákok az NDK egyetemeken tanulni és szereztek a tanulmányok végén diplomát. Ezalatt az egy emberöltő alatt sok minden változott. De azt is tapasztaltuk, hogy a Gleichschaltung országában az egyes intézmények gyakorlata nagyon eltérő volt.

Még előttünk a lehetőség, hogy saját történeteinket magunk írjuk meg. A felvételikről a nyelvtanfolyamon át, a Wohnheimek, a Studienplanok, Freizeitgestaltung, utazási lehetőségeink, szakmai gyakorlataink, a Mensa és a bevásárlások, közlekedési lehetőségek, az egyes szakok és az általánosnak vélt politische Bildung sajátosságai, vizsgáink, mellékkereseti lehetőségek, egyetemi hagyományok ápolása, a hazatérés, a munkábaállás – hogy csak néhányat említsek – sokszínűek és tanulságosak voltak.

Arra kérlek és ösztönözlök benneteket, hogy fiatalságunk meghatározó éveinek fontos élményeit örökítsük meg. Írjátok le az általatok átélt élményeket, vegyétek rá évfolyam- és egyetemi társaitokat is erre. A tények egyre kisebb szerepet kapnak számos, manapság megjelenő visszatekintésben. Mutassunk példát a tényeken alapuló visszaemlékezésre! Tegyük lehetővé a következő generációnak – azoknak, akiket érdekelnek a változások –, hogy véleményt alkothassanak maguknak a múlt folyamatairól a mi, az érintettek visszaemlékezései alapján.

A mostani kiadványunkban Dorogman László tollából és szerkesztésében adunk közre mosolyt fakasztó vagy elgondolkodtató történeteket. Köszönöm Lacának és társainknak az együttműködést, hogy vállalták az elsők nehezebb útját. Bízom benne, hogy többen fogtok tollat/tasztatúrát ragadni, vagy legalább telefonálni, hogy bővüljön az ismeretanyag. Várjuk természetesen a „kontrollcsoport”, az annak idején az NSZK-beli egyetemeken tanult társaink írásait is.

Mi félnémet–félmagyar félszavakból is megértjük egymást. Ha németül jelennek meg a történetek több olvasóhoz jutnak el, de a fordítást vállaljuk, ha szükséges. Kettős kulturális kötődésünk okán ezekkel a történetekkel volt társainknak adhatunk példát és tapasztalatainkkal segíthetjük egyetemünket az útkeresésben.

Várjuk történeteiteket!

Hochschule oder Universität – wo ist die Nummer des Diploms

MAGDEBURG

Vor- und während des Sprachkurses im Sommer in Budapest waren wir – diejenige, deren zukünftiger Studienplatz nicht den Namen Universität trug – etwas verunsichert.

Etwas neidisch waren wir auf die Kumpels, die einen Studienplatz an der TU Dresden, KMU (Karl-Marx-Universität) oder an der Humboldt Uni erworben haben. Sie hatten diese Probleme nicht. Sichert uns die TH – Technische Hochschule – ein Universitätsdiplom oder etwas weniger Wertvolleres? Unsere Sprachkurs-Lehrer aus Halle haben uns versichert, Uni und Hochschule geben gleichwertige Diplome aus, Ingenieurschulen sind mit unseren Bildungseinheiten Főiskola/ übersetzt Hauptschulen zu vergleichen. Die von der 3. Hochschulreform auf 4 Jahre gekürzte Studiendauer verunsicherte uns auch. An Ort und Stelle wurden wir dann doch beruhigt, unterschiedliche Benennung der Hochschuleinrichtungen soll keine Auswirkung auf das zu erwerbende Diplom haben – denken wir z. B. an die Medizinische Akademie.

Während der Studienjahre wurden uns Partnerschaften mit ungarischen Institutionen bekannt, sie waren immer Unis – BME, Miskolci Egyetem – und dort haben wir auch von den Äquivalenzvereinbarungen gehört, wonach unsere „Papiere“ – Diplome – sorglos von den ungarischen Unis als gleichwertig anerkannt werden.

Das Problem war vom Tisch. Bis das Diplom in der Hand war. Drei Exemplare – mit Originalunterschriften, vorsorglich. Daten, Datum, klappt alles. Aber wo ist die Nummer des Diploms? Wieso ist es nicht registriert und nummeriert? Registriert schon – bekam ich die Antwort. Eine Nummer darauf konnte ich allerdings nicht bekommen.

Heimgekehrt habe ich im Ministerium für Bildungswesen – nach Vorzeigen des Diploms – in meinen Personalausweis die Eintragung in die Zeile: Ausbildungen – Diplom Ingenieur erhalten. Weil die Bezeichnung Baumaschinen zu lang für die vorgegebene Rubrik war, hat Genosse Kovács in zwei Zeilen jeweils Bau bzw. Maschinen eingetragen. An meiner ersten Arbeitsstelle musste ich erklären, dass ich nicht gleich zwei Fachrichtungen absolviert habe.

Sicher ist sicher: Im Eiltempo habe ich den Antrag an der BME – TU Budapest – um die Anerkennung der Äquivalenz gestellt und somit auch eine Nr. erhalten.

Bei meinen Bewerbungen in Österreich und in der BRD – 1980-er Jahre – hat man nie nach der Nummer gefragt und die Ausbildung der TH Otto von Guericke Magdeburg als Diplom-Ingenieur wurde nie in Frage gestellt.

Tamás Bornemissza

Technische Hochschule / Matrikel 1973

Essen an der Mensa und anderswo

KARL-MARX-STADT

Im September 1970 gab es an der TH Karl-Marx-Stadt nur eine Mensa, und zwar im Zentralgebäude (Straße der Nationen). An einer „Neuen Mensa“ wurde zwar schon gebaut, doch die wurde erst im Frühjahr 1971 in Betrieb genommen. In der Mittagszeit herrschte in der Mensa entsprechend großes Gedränge, denn Dozenten wie Studierende wollten ja (fast) gleichzeitig Mittag essen, was zu langen Schlangen vor der Essensausgabe führte.

Das Angebot an Gerichten konnte man in der Vorwoche im Aushang einsehen – zur Auswahl standen die Menüs A und B. Es gab auch eine dritte Möglichkeit, das war die schleierhafte Schonkost. Sie wies Gerichte auf, die selbst uns Ungarn das Wasser im Munde zusammenlaufen ließen. Doch bald stellte sich heraus, dass die Essenmarken für Schonkost nur mit ärztlicher Bescheinigung zu haben sind, und zwar für diejenigen, die eine entsprechende Krankheit (Diabetes, Magengeschwür etc.) haben. Uns also blieb nur die Wahl zwischen A und B. Ein Mittagessen kostete 80 Pfennig, für die ganze Woche (5 Tage) musste man also 4 Mark hinblättern.

Am Anfang klangen uns die Namen der einzelnen deutschen Gerichte eher rätselhaft. Was mag wohl hinter der Bezeichnung „Falscher Hase“ stecken? Vielleicht Katzenfleisch? Und was



Karl-Marx-Stadt, 1977 / picture alliance

bedeutet Hühnerfrikassee? Oder Würzfleisch? Ja, gewürztes Fleisch – aber mit welchen Gewürzen wurde es zubereitet? Auch diesmal hat sich die alte Redewendung bewahrheitet: A pudding próbája az évés. Erfahrungen an der Mensa kann man nur durch Kosten erwerben. Daran hielten wir uns also.

Nach einiger Zeit tauchten im Angebot diverse Eintopfgerichte auf. Diese erwiesen sich stets als gute Wahl, denn sie waren alle sehr schmackhaft. Der Linsentopf enthielt sogar Scheiben von Wiener Würstchen. Allgemeiner Beliebtheit erfreute sich auch der Kartoffel- oder der Gemüseeintopf – beide waren lecker und sättigend.

Nach solchen guten Erfahrungen tauchte eines Tages im Angebot der Reiseintopf auf. Mit guten Erinnerungen an andere Eintopfgerichte wählten wir das Menü der Woche mit diesem Eintopf. Wir dachten ja: Wo Eintopf steht, da kann man nicht falsch liegen. Welch ein Irrtum!

Schon bei der Essensausgabe hätten wir Verdacht schöpfen sollen: Im Teller lag eine Plempe unbestimmter Farbe, die wohl an schmutziges Wasser nach dem Abwaschen erinnerte. Doch das Schlimmste kam erst. Beim Kosten blieb uns der Löffel in der Luft stehen. Nach wenigen Schlucken gaben wir auf und standen knurrenden Magens wieder vom Tisch auf. Ein Reklamieren beim Personal kam uns nicht in den Sinn. Wohl aber einem indischen Kommilitonen am Nachbartisch. Auch der kleinwüchsige Mendiratta versuchte es mit dem Eintopf, dann sprang er auf, eilte mit dem vollen Teller zur Theke, schmiss ihn auf das Brett und rief zu den versteinerten Frauen in weißen Kitteln: Hören Sie, bei uns in Indien leiden Menschen Hunger, doch so etwas wird nicht einmal den Hunden gegeben! Dann machte er kehrt und rannte aus der Mensa hinaus.

Für eine willkommene Abwechslung in unserer Verpflegung sorgten die Letscho-Konserven der Marke Globus, die im Spätherbst in den Regalen des HO-Geschäfts erschienen. In der Selbstküche des Studentenwohnheims konnte man ein recht passables Mittagessen brutzeln, indem man Wurst oder Würstchen dazugab. Mein Freund Attila entdeckte im Frühjahr 1971 (oder vielleicht schon 1972) einen privaten Fleischerladen in der unweit vom Internat gelegenen Fabriciusstraße. Und bei diesem Fleischer gab es jeden Dienstag Schweinehirn. Zwar war die gelieferte Menge nicht allzu viel (etwa ein Pfund), doch das genügte uns beiden komplett. Also gab Attila (oder ich) am Montag die Bestellung ab. Einer von uns holte die begehrte Beute am Dienstag ab (ein Kilo Hirn kostete etwa 5 Mark). Mit ihr marschierten wir in die Selbstküche, die mit vier Elektro-Kochplatten ausgestattet war. Im Konsum hatten wir Eier besorgt, Attila schlug 3 oder 4 Stück auf das Hirn in der Pfanne, briet das Ganze 8 bis 10 Minuten – und fertig war unser köstliches Mittagessen! Mit je einer Scheibe Brot wurden wir mehr als satt – und es schmeckte Lichtjahre besser als jegliche Mensakost!

Apropos Fabriciusstraße. An der Ecke Fabricius- und Vetterstraße (in Letzterer lagen unsere Wohnheime) befand sich ein anderer Laden: eine private Bäckerei. In den ersten Monaten staunten wir: Warum standen vor der Ladentür an jedem Nachmittag 15 bis 20 Mann? (Die Bäckerei war von 7 bis 11 und 15 bis 19 Uhr geöffnet.) Brot und Brötchen kauften wir in den



ersten Monaten im HO-Laden. Da wir uns mit dem Schwarzbrot nicht so richtig anfreunden konnten, nahmen wir das verpackte Toastbrot in Scheiben. Dies war auch nicht das Richtige, zumal man jeweils 1 kg kaufen musste, das am Ende stets Schimmel ansetzte. Nun, diesem unsäglichen Zustand setzte wieder eine Entdeckung von Attila ein Ende.

An einem Nachmittag im November scheute er das Schlangestehen vor der Bäckerei nicht. Von dort zurück rannte er mir die Tür ein: Beim Bäcker gibt es richtiges Weissbrot! Sein Name ist Semmelbrot, ähnelt am ehesten dem büfékenyér in Ungarn. Er hatte gleich ein halbes Semmelbrot gekauft – und die Kostprobe übertraf alle unseren Erwartungen. Von da an wurden wir Stammkunden bei Bäcker Siewert.

Beim nächsten Lokaltermin konnten wir feststellen, dass neben Brot und Brötchen noch weitere Leckereien im Angebot standen: Hörnchen, diverse Gebäcke wie Bienenstich, Eierschecke, Kirmes, Windbeutel, Pflaumenkuchen, Pfannkuchen mit Glasur oder Puderzucker. Und ab Juni erschienen in der Theke die wunderbaren Erdbeertorten – das Stück kostete vielleicht 50 Pfennig. Das war nicht gerade billig, aber Erdbeeren zählten ja nicht zu den häufigsten Früchten in der DDR. Ich vermute, Bäcker Siewert besorgte die Erdbeeren bei den Mietern von Schrebergärten im nahe gelegenen Stadtteil Bernsdorf. Denn im Geschäft „Obst und Gemüse“ in der Vetttersstraße habe ich während der Studienzeit nie Erdbeeren gesehen – wie auch keine Apfelsine oder Banane. Das ständige Angebot bestand aus Äpfeln, Kartoffeln, Weißkohl und Kohlrabi.

Irgendwann Mitte 1972 erblickte ich in der Auslage eine neue Konserve mit interessantem Etikett. Die Inschrift bestand aus kyrillischen Buchstaben: Golubci mjassorastitelnije. Ein Stück kostete 95 Pfennig – also dachte ich, ich mache eine Kostprobe. Im Wohnheim öffnete ich die Dose – und der Inhalt entpuppte sich als Kohlroulade (töltött káposzta) bester Qualität! Das heißt Hackfleisch eingewickelt in zwei große Kohlblätter. Mit etwas Brot als Beilage war es mehr als genug für eine Mahlzeit. Die Konserve stammte freilich nicht aus der großen und ruhmreichen Sowjetunion, sondern aus Bulgarien, das aber tat dem Genuss keinen Abbruch. Sofort ging ich in den Gemüseladen zurück und besorgte weitere fünf Dosen Kohlrouladen.

(Eine Bemerkung in Klammern: In der Nebenstraße zur Straße der Nationen, dem Hauptgebäude der TH entlang, parkten regelmäßig Sattelzüge vom Typ Berliet (Frankreich). An den Planen lautete die Inschrift: BULGARPLOD. Die Fahrzeuge transportierten also Früchte und Gemüse aus dem Balkanland Richtung Norden, vermutlich in die BRD und nach Skandinavien. Denn während vier Jahre des Studiums in Karl-Marx-Stadt fand ich in den Geschäften weder Pfirsiche noch Weintrauben oder Melonen aus Bulgarien. Es war eine Sensation, wenn im HO-Laden Tomaten angeliefert kamen. Ihr Ursprungsland war entweder Albanien oder Bulgarien oder Rumänien. Am besten von ihnen schmeckten die Tomaten aus Rumänien – wohl wegen der kürzesten Zeit zwischen Ernte und Verkauf.)

Bei der Rückreise aus den Winter- und Sommerferien nach Karl-Marx-Stadt führten wir eine Menge ungarischer Fertiggericht-Konserven im Koffer mit. Diese Produkte der Marke Globus trugen wohlthuend dazu bei, die Eintönigkeit der Mensakost abzumildern – und waren außerdem sehr preiswert. Die meisten Gerichte kosteten zwischen 10 und 15 Forint, und auch die teuersten unter ihnen (etwa Kolozsvári töltöttkáposzta oder Bakonyi sertésborda) kosteten 22 Forint.

Im April 1971 wurde die Neue-Mensa in der Reichenhainer Straße eröffnet. Hier konnten Dozenten und Studierende aus dem Tagesangebot wählen – gewöhnlich zwei Suppen und 3 bis 4 Hauptgerichte sowie Nachtisch. Auch die Schlangen wurden kürzer, weil sich die „Kundschaft“ nun zwischen alter und neuer Mensa aufteilte. Im großen Gebäude befanden sich – neben der Mensa und ihrer Küche – eine Buchhandlung, eine Wäscherei/chemisch Reinigung und ein Dienstleistungsladen. Hier konnte man defekte Haushaltsgeräte zur Reparatur bringen. Die Reparatur erfolgte nicht vor Ort – die Geräte wurden zu einer Firma oder einem Fachmann geschickt, die oder der die Arbeit übernahm und das reparierte Gerät wieder an den Laden zurückschickte. Der Kunde konnte dann – nach Bezahlung – sein Gerät abholen.

Frühstück und Abendbrot wurden für gewöhnlich im Wohnheim eingenommen, für die Zutaten war jeder selbst zuständig. Mein Frühstück bestand aus einem halben Liter Milch und 2-3 Brötchen. In den ersten Monaten gab es noch keine Kühlschränke in der Selbstküche (diese wurden erst im Mai 1971 angeliefert), also stellte man die Milchflaschen auf den Fenstersims. Dortselbst landeten ab November auch Käse, Schinken, Jogurt. Es war eine große Sensation, wenn in der Tiefkühltruhe des HO-Ladens tiefgefrorenes Erdbeer- oder

Himbeermus der Marke MIRELIT (also aus Ungarn) auftauchte. Ein Becher von 250 ml kostete vielleicht 85 Pfennig. Man hätte wohl gerne einen größeren Vorrat davon gekauft, doch die in der Selbstküche aufgestellten riesigen Kühlschränke „Grönland“ wiesen kein Tiefkühlfach auf. Also musste man sich mit 2-3 Bechern begnügen. Der Innenraum beider Kühlschränke war in je acht schließbare Fächer unterteilt. Je zwei Zimmer (im Flur gab es insgesamt 31 Zimmer) teilten sich ein Fach und hatten dazu je einen Schlüssel.

Abendbrot ebenfalls im Wohnheim. Zum Brot aß man gewöhnlich nicht nur Käse oder Wurst aus dem HO-Laden, sondern auch Produkte aus der Heimat: Pick oder Herz Salami, Gyulai kolbász, Fleischkonserven „Tulip“ aus Holland, Paprikacreme Piros Arany. (Tulip wurde später durch die chinesische Fleischkonserve „Great Wall“ ersetzt – die schmeckte auch sehr gut.) An langen Winterabenden tranken Attila und ich (er wohnte im Zimmer 321 und ich im 323) gerne zusammen Tee. Dieser wurde mit Rum abgeschmeckt, den wir ebenfalls im HO-Laden besorgten. Eine Flasche (0,5 Liter) „Übersee Verschnitt“ kostete um die 12 Mark, die abwechselnd von ihm und mir bezahlt wurde. Während der „tee time“ rauchte Attila genüsslich seine Pfeife, die mit Pfeifentabak der Marke Clan oder Amphora aus Holland gestopft war.

Wir konnten es uns selten leisten, in Gaststätten zu speisen. Es kam vielleicht drei- bis viermal im Jahr vor, dass wir in der Mitropa am Hauptbahnhof einkehrten, um Warmes zu essen. Eine Ausnahme bildete die Gaststätte „Zum Goldbroiler“ im Hotel Carola gegenüber dem Bahnhof. Dort konnte man nämlich Broilerhähnchen (Brathendl) essen – dieses Gericht war Anfang der 70er Jahre in Ungarn noch unbekannt. Zum Goldbroiler gingen wir (Attila, Tóni und ich) regelmäßig in den ersten beiden Semestern, jeweils am Freitag. An diesen Tagen mussten wir zweimal 90 Minuten Vorlesungen in Einführung in die Elektrotechnik bzw. Lineare Netze von und mit Dr. Hüper im Großen Hörsaal Elisenstraße über uns ergehen lassen. Nach diesen ermüdenden Kraftproben torkelten wir mit tauben Händen und Hirnen Richtung Hauptbahnhof. Im Goldbroiler fanden wir dann bald Trost mit je einem halben Goldbroiler (4,80 Mark) und einigen Gläsern Bier (á 0,68 M).

Ein merkwürdiger Restaurantbesuch kommt mir trotzdem noch in den Sinn. Den Abschluss des vierten Semesters (Bergfest) wollte unsere Seminargruppe 70/53 im Juli 1972 gemeinsam feiern. Dazu hatten wir eine Anzahl von Tischen für 26 Personen im Restaurant „Zum Güldenem Bock“ im Rosenhof, also der Fußgängerzone in der Innenstadt, reservieren lassen. Es wurde am Abend freilich auch gespeist, doch die Betonung lag auf Biertrinken. Wir Ungarn (Attila, Imre und ich) trugen nur mäßig zur Sauferei bei – mit je drei großen Bierern. Die deutschen Kommilitonen haben uns um Längen überrundet. Besonders hervorgetan hat sich dabei der Kollege Karl-Heinz. Dem Bericht glaubwürdiger Augenzeugen zufolge soll er bis zum Schankschluss nicht weniger als 21 große Biere getrunken haben. Das sind 10,5 Liter! So viel kann wohl nicht einmal ein Pferd saufen – und von Bier ganz gewiss nicht.

László Dorigman

Technische Hochschule / Matrikel 1970

1968: Ein abenteuerlicher Zugtrip in die DDR

MITTWEIDA

In der Nacht zum 21. August 1968 marschierten die Truppen des Warschauer Pakts – mit Ausnahme der DDR, Rumäniens und Albaniens – in die Tschechoslowakei ein, um den Unruhen des Prager Frühlings ein Ende zu setzen. Zum Glück kam es nicht zu bewaffneten Konflikten. In diesem Jahr hatten wir unser Abitur gemacht und erhielten staatliche Stipendien für verschiedene Hochschulen in der DDR. Der Sommer war von einem intensiven Sprachvorbereitungskurs geprägt, und im August bereiteten wir uns auf die Ausreise vor. Das zuständige Referat des damaligen Ministeriums für Kultur versorgte uns mit Informationen, doch die militärische Aktion traf alle unerwartet, sogar im Ministerium herrschte große Unsicherheit. Wir bekamen Blanko-Reisetickets und die Adressen der Hochschulen, doch der Zeitpunkt und die Art der Reise wurden uns Studierenden überlassen. Aus heutiger Sicht klingt dies besonders bizarr, denn unser brauner Dienstpässchen berechtigte uns nicht zum Kauf von Devisen, und frei konnte man ohnehin kein Geld wechseln. Devisenverwaltung, Genossen!

Wir warteten. Drei von uns wurden an der Hochschule in Mittweida angenommen. Peter, der zuvor an einer anderen Einrichtung aufgenommen worden war, schloss sich uns erst Wochen später an. Später stellte sich heraus, dass es dort bereits zwei ältere ungarische Studenten gab, an dieser damals noch „Technikum“ genannten Einrichtung. Interessanterweise hatte uns das Ministerium darüber nicht informiert. Wir drei reisten auf drei verschiedene Weisen: Edit nahm die umständliche Route über die Ukraine, Weißrussland, also die Sowjetunion, und Polen in Kauf – eine Zugfahrt von etwa 48 Stunden! Man stelle sich vor: ohne Geld, nur mit eigener Verpflegung! Ernő nutzte die Kontakte seiner Verwandten bei der Bahn und reiste mit einem Passagierprobezug, ungefähr mit der üblichen Reisezeit. Ich hingegen wartete auf den ersten offiziellen Expresszug und reiste, soweit ich mich erinnere, in der ersten Septemberwoche zusammen mit anderen ungarischen Studenten mit verschiedenen Reisezielen. Früh am Abend kamen wir in Dresden an. Es war eine interessante Reise, wir schauten neugierig aus dem Fenster. Nirgendwo durfte man aussteigen. Wenn der Zug hielt, wurde er von bewaffneten Soldaten umringt, meist Russen. Die Spannung war spürbar und sichtbar, doch es geschah nichts. Wir wussten nicht einmal, wo wir uns befanden, da alle Ortstafeln und Wegweiser entfernt worden waren. Wir waren erschöpft. In Dresden warteten ungarische Alumni auf uns und halfen all jenen, die noch umsteigen mussten. Koffer, Treppen runter, Treppen

rauf. Zum Glück kannten sich die Helfer gut aus. Ich hatte jede Menge Gepäck dabei: Sommer- und Winterkleidung, Schulmaterialien und andere notwendige Dinge – 2 Koffer, eine Sporttasche, eine Umhängetasche mit Essen und Trinken, eine Aktentasche mit Papieren und einen Wintermantel, der nicht mehr in die Koffer passte. Ein Wintermantel Anfang September! Mit all dem allein zu reisen, war kein Spaß. Hinzu kommt, dass Koffer damals noch keine Rollen hatten und es auf den Bahnsteigen keine Aufzüge oder Rolltreppen gab.

Von Dresden aus fuhr ich weiter nach Karl-Marx-Stadt (alter und neuer Name Chemnitz), was etwa 3 Stunden dauerte, wo ein weiteres Umsteigen auf mich wartete. Ganz allein. Mein Gott! Noch jetzt bekomme ich Gänsehaut, wenn ich daran denke: Mit der Hälfte des Gepäcks 10 Meter vorlaufen, dann zurück, um den Rest zu holen – ein reines Burleskstück! Die Treppen zwischen den Bahnsteigen, rauf und runter, waren nicht gerade ermutigend, vor allem, weil ich auch noch in die Haupthalle des Bahnhofs musste, um mich zu orientieren. Von dort waren es nur noch vier Stationen bis Mittweida. Es war bereits spät in der Nacht, als ich in Mittweida aus dem Zug stieg. Bevor sich die wenigen anderen Nachtreisenden zerstreuten, fragte ich schnell, wo die Schule und das Wohnheim waren. Der Weg sei einfach, sagten sie: geradeaus, ein wenig bergab, dann links – und das Wohnheim würde ich schon hören. Mehr als 20 Minuten entfernt sei es nicht! Klar, ohne Gepäck.

So blieb ich allein in der Nacht zurück, mit einem Berg von Gepäck. Taxi? Ach bitte! Es gab keines, und außerdem hätte ich es ohnehin nicht bezahlen können. Ich wog damals gerade mal 55 Kilo, genauso viel wie mein ganzes Vagabundmöbel, das ich dabei hatte. Da hast du's, schleppen! Unterwegs holte mich eine junge Frau ein, die ich erneut nach dem Wohnheim fragte. Sie war freundlich, erklärte es nicht nur, sondern half mir auch bis zur nächsten Ecke, als sie sah, wie ich mich abmühte. Dort trennten sich unsere Wege. Ihren Namen weiß ich bis heute nicht, aber auch nach 56 Jahren bin ich ihr noch immer dankbar. Als ich endlich das Wohnheim erreichte, war es schon so spät, dass alles still war. Es gab niemanden mehr, den ich hätte fragen können. Ich zog mit meinem Gepäck in das Treppenhaus des ersten Gebäudes und machte mich auf die Suche nach einem Schlaflosen, der mir vielleicht helfen könnte. Es dauerte nicht lange – zum Glück, denn meine Kräfte schwanden, ich war müde und vor Schweiß ziemlich stinkend. Zum Glück vermutete der Gefundene, wo Ernő wohnen könnte. Ich fand ihn schnell, da er glücklicherweise vorausschauend seinen Namen an die Tür geschrieben hatte. Ich klopfte ihn wach. Die Freude war groß, er war wie ein Messias, gab mir etwas zu essen, zu trinken und vor allem ein Bett! Sogar eine geöffnete Dusche wusste er, denn diese waren sonst nur an zwei Tagen pro Woche geöffnet – Energiesparen, Genossen!

Am nächsten Tag meldete ich offiziell meine Ankunft an, registrierte mich und nahm einen Vorschuss auf mein Stipendium für Ende des Monats. Aber das ist schon eine andere Geschichte.

*István Földy – Basierend auf Erinnerungen
aus dem September 1968, aufgezeichnet im Dezember 2024 / Matrikel 1968*

Gelegenheitsjobs neben Studium an der TH

KARL-MARX-STADT

In den ersten Monaten des Studiums (Herbst 1970) konnten wir noch mit dem Geld nicht sparsam genug umgehen. So kam es, dass Dani und ich (damals wohnten wir beide im Internat der Sektion FPM in der Reichenhainer Straße 37, denn das Wohnheim meiner Sektion Automatisierungstechnik wurde erst Ende Oktober fertiggestellt) unsere Ressourcen schneller verprasst hatten, als dass das Stipendium für Oktober fällig wurde. Also mussten wir dringend nach einem Job suchen – und zwar nach einem, bei dem sofort Bares auf die Hand gezahlt werden sollte.

Von Tóni hörten wir die Möglichkeit, sich am Hauptbahnhof zu verdingen, um Güterwagons zu entladen. Das schien uns aber eine Knochenarbeit, und so fanden wir eine andere Gelegenheit. Im Hauptpostamt in der Straße der Nationen (sozusagen gegenüber der Eisenstraße, wo sich der große Hörsaal befand) konnte man in der Nachtschicht (22 bis 6 Uhr) mit Sortieren von Paketsendungen etwas Geld verdienen. Die genaue Summe weiß ich nicht mehr, es kann so bei 25 Mark gelegen haben. Wir arbeiteten dort zwei oder drei Mal, um über die Runden zu kommen.

Der nächste Gelegenheitsjob wurde im Juli 1971 fällig. Vor der Heimreise in den Sommerferien hatten Imre, Tóni und ich mehr Geld für Geschenke an unsere Eltern und Geschwister ausgegeben, als es sinnvoll war – und für die Fahrkarten blieb uns kein Geld mehr in den Taschen! Also musste wieder ein Job her, und zwar dringend. Tóni verdingte sich in einer Maschinenfabrik, wo er Zahnräder zu streichen hatte. Imre und ich fanden eine Anstellung in der nahe gelegenen HO, und zwar in der Flaschenannahme. Imre war in der Frühschicht, ich in der Spätschicht dran. Fünf Tage Arbeit wurden mit genug Geld entlohnt, um die Fahrkarten (hin und zurück) nach Budapest (um die 50 Mark) zu bezahlen.

Richtig gutes Geld aber konnte man aber erst ab Frühjahr 1972 verdienen. Da hatte nämlich Péter Seida (Matrikel 1971) das Verteilen von Dolmetscherjobs in Oelsnitz/Erzgebirge übernommen. In Oelsnitz befand sich das Schulungszentrum des VEB Buchungsmaschinenwerks ASCOTA Karl-Marx-Stadt. Dort fanden regelmäßig Lehrgänge an diversen Buchungsmaschinen für Arbeitskräfte aus fremden Ländern statt – darunter auch aus Ungarn. Diese sprachen kein Deutsch, also konnten dem Unterricht des deutschen Dozenten nur über einen Dolmetscher folgen. Diese Dienstleistung wurde von der Firma INTERTEXT angeboten, die

aber keine sprachkundigen Kräfte hatte – in diese Bresche sprang der brave Péter ein. Er allein konnte freilich unmöglich die Lehrgänge (es liefen fast immer zwei Kurse parallel: einer für Organisatoren und einer für Mechaniker) allein meistern. Doch er konnte auf die anderen ungarischen Studierenden zurückgreifen.

Ein Lehrgang dauerte zwei Wochen (Organisatoren) bzw. drei Wochen (Mechaniker). Also mussten für diese Zeit zwei oder besser drei Dolmetscher eingeteilt werden. Der Unterricht begann um 7 Uhr, der Werkbus fuhr um 6 Uhr in der Nähe des Kinos Metropol ab, also musste der Dolmetscher um 5 aufstehen, um den Bus nicht zu verpassen. In Oelsnitz begann die „Arbeit“ mit Kaffee in der Kantine, dann Pauken bis 9 Uhr. Dann folgte eine Frühstückspause von 20 Minuten mit anschließendem Unterricht bis 12:30. Da war Mittagessen in der Kantine (30 Minuten) und Unterricht bis 14:45 Uhr. Der Werkbus fuhr um 15 Uhr wieder zurück nach Karl-Marx-Stadt. Die Teilnehmer der Lehrgänge wurden im Schulungszentrum untergebracht, nur Dozenten, Dolmetscher und anderes, nicht in Oelsnitz ansässiges Personal mussten den Werkbus nehmen.

Die Entlohnung der Dolmetscher war sehr gut. Für einen Tag bekamen wir (neben mir nahmen etliche Studenten diesen Job in Anspruch) 70 Mark. Wenn aber in einem Lehrgang Lehrlinge aus zwei oder gar drei Nationen dabei waren, erhöhte sich die Entlohnung wegen Simultandolmetschens auf 110 Mark! Und das alles Netto! Denn Péter hatte für jeden von uns eine sogenannte Nullbescheinigung besorgt, eine Art Nachweis dafür, dass wir keinen richtigen Verdienst, nur ein mickriges Stipendium bezogen. Und deshalb wurde von unserem Lohn kein Pfennig abgezogen. Der „diensthabende“ Dolmetscher fehlte natürlich bei Vorlesungen und Seminaren am Tag seines „Dienstes“. Die werten Kollegen schrieben aber für ihn durch, was er beim nächsten Mal gerne erwiderte.

Dieses „Business“ nahm seinen Anfang gerade in einer Zeit (Frühjahr 1972), da im Centrum Warenhaus und im Exquisit Laden westliche Bekleidungsstücke auftauchten. Schuhe für 70, Lederstiefel für 100, Hemden für 80 Mark hätte ich mir vom Stipendium wohl kaum leisten können. Mit 4-5 Tagen pro Monat in Oelsnitz waren all diese „Luxusgüter“ kein Problem.

So mancher Ungar war so eifrig beim „Business“, dass er sich im vierten Studienjahr ein brandneues RFT Stereo-Rundfunkgerät mit passenden Kugelboxen (Preis: 2000 Mark) leisten konnte.

*László Dorogman
Matrikel 1970*

Berichte aus einer Kleinstadt

ILMENAU

Unser Studienort, Ilmenau, lag inmitten des Thüringer Gebirges, am Fuße des Kickelhahns. Von einem öffentlichen städtischen Verkehr konnte nicht die Rede sein, es gab keinen Bus, kein Taxi. Lediglich die regionalen Buslinien hatten einige Haltestellen innerhalb der Stadt.

Die Technische Hochschule Ilmenau hatte zwei Standorte: Einen auf dem Campus auf dem Ehrenberg und einen anderen in den Gebäuden des Alten Technikums mit Lehrveranstaltungen abwechselnd an diesen beiden Orten, die voneinander zwei Kilometer entfernt lagen. Diese Strecke war ebenfalls zu Fuß zu bewältigen, selbst ein Fahrrad besaßen wenige. Lediglich die Lehrkräfte bekamen Unterstützung: Zur Mittagszeit wurde ein Pendelverkehr zur neuen Mensa am Ehrenberg eingerichtet.

Das kleine Ilmenau hatte drei Bahnhöfe: Ilmenau Roda, Ilmenau Bad und einen Dritten mit dem stolz klingenden Namen Ilmenau Hauptbahnhof. Dass mit diesem Namen etwas nicht in Ordnung sei, haben wir bei unserer ersten Fahrt zur Hochschule beim Gespräch mit dem Zugbegleiter der Regionalbahn geahnt, der auf unsere Frage, wann wir den Hauptbahnhof Ilmenau erreichen, zunächst mit einem lauten Lachen reagiert hat.

Ja, dieser Hauptbahnhof hatte die Größe eines kleinstädtischen Bahnhofes in Ungarn, allerdings mit einer damals gut besuchten Gaststätte. Von hier aus fuhren Züge entlang zwei Linien in die Tiefe des Thüringer Waldes und eine dritte, für uns viel wichtigere Linie führte nach Erfurt. Die erstgenannten Linien haben wir kaum benutzt, die Gegend wurde eher wandernd begangen, gegebenenfalls mit Regionalbussen bereist.

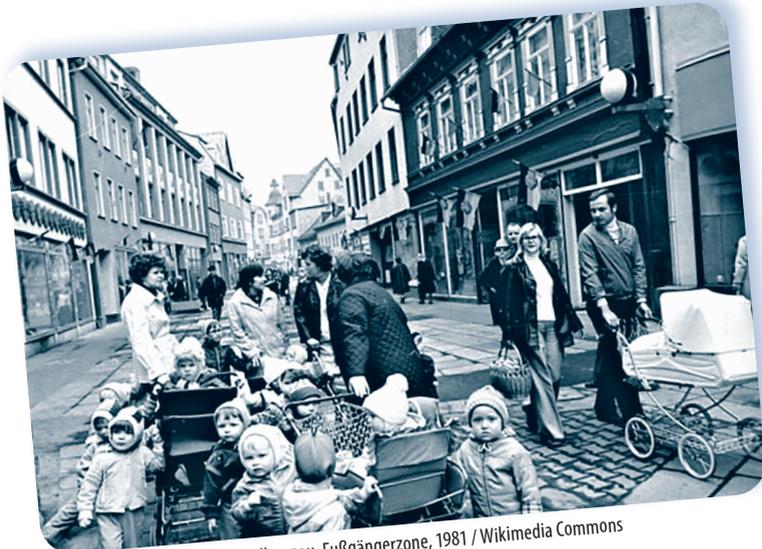
Eine interessante Reisemöglichkeit mit dem Bus war zum Beispiel Weimar mit dem bekannten historischen Nationaltheater. Hier hätte man das Problem, dass nach einer Theateraufführung zur späten Stunde keine Rückfahrtmöglichkeiten mehr zur Verfügung standen. Um Theaterbesuche trotzdem zu ermöglichen, hat die Hochschule zu den Aufführungen Theaterbusse organisiert.

Verkehrstechnisch ein größeres Projekt, beinahe ein Abenteuer war zweimal jährlich die Heimreise nach Ungarn, insbesondere für die Nicht-Budapester. Mit dem elterlichen Wohnort in Csongrád gehörte ich selbst zu diesem Kreis. Der Reiseplan sollte gut durchdacht und für den Fall der Fälle, namens Zugausfall, Zugverspätung Sicherheiten eingebaut werden. Das hieß, am Reisetag bereits gegen drei Uhr in der Nacht aufstehen und am nächsten Tag nachmittags, gegen 18 Uhr zu Hause ankommen. Die Verbindungen waren damals nicht getaktet,

aber in meiner Erinnerung waren die Züge nicht unpünktlicher als heute. An Probleme mit der Sauberkeit kann ich mich ebenfalls nicht erinnern.

Die Verspätungen, gegebenenfalls von mehreren Stunden, begannen auf der Strecke zwischen Dresden und Budapest. Für diesen Abschnitt habe ich gerne einen Platz im Schlafwagen genommen, eine Vorausbuchung war allerdings nicht möglich, die Plätze waren bereits 2-3 Monate vor der Reise ausgebucht. Diese Ausbuchung existierte jedoch eher nur auf Papier, so konnte man kurz vor der Abfahrt direkt beim Schaffner am Bahnhof in Dresden einen Platz dazubuchen. Mit einem kleinen Snack, vor allem aber mit einer Flasche Bier war die Nacht dann ganz angenehm. Im ungarischen Schlafwagen wurde die Biersorte Kinizsi in einer zuvor nicht erlebten guten Qualität angeboten. Noch interessanter war bei dem internationalen Schnellzug Meridian, der auf der Strecke Malmö-Belgrad verkehrte, das Angebot von echten Bieren aus dem Westen.

Eine Alternative zur Bahnfahrt war der Flug. Erfurt hatte einen kleinen Flughafen mit regelmäßiger Verbindung nach Budapest. Die Strecke wurde von Interflug mit einer IL-18 bedient. Reservierung war hier genauso, wie beim Schlafwagen, illusorisch. Die Kapazitäten waren für Dienstreisende reserviert. So fuhren wir am Reisetag so früh, wie möglich zum Erfurter Flughafen und haben uns nach einem freien Platz erkundigt. Was für ein Wunder, wir hatten immer Glück. Dann folgte das Warten auf den Flieger, der bereits mit Passagieren vom „Zentralflughafen der DDR“ Schönefeld kam. Der Zeitpunkt der Ankunft in Erfurt am späten Vormittag war immer etwas unsicher. Am zuverlässigsten orientierte man sich am einzigen Feuerwehrwagen des Flughafens, der kurz vor bevorstehenden Landungen an das Rollfeld fuhr. Der Flug in den russischen Plüschsesseln mit Wernesgrüner vom Fass war unspektaku-



Ilmenau, Fußgängerzone, 1981 / Wikimedia Commons

lär, man musste aber von Budapest weiterreisen und bis zum Ankommen im Heimatort war der ganze Tag schon vorbei.

Die Bahnreisen innerhalb der DDR hatten für uns, ausländische Studenten, eine preisliche Überraschung. Unsere DDR-Kommilitonen bekamen ja für Fahrten zwischen Hochschulort und Heimatadresse eine Ermäßigung von 75%, somit zahlten sie lediglich 25% des regulären Fahrpreises. Diese Regelung hat unsere Ansprechpartnerin in der Hochschulverwaltung etwas ausgedehnt, ob legal, oder eher innerhalb einer gewissen Grauzone, kann ich heute nicht mehr sagen. Sie sagte uns, eure Familien sind sehr weit, an den verlängerten Heimfahrt-Wochenenden mit vorlesungsfreiem Samstag könnt ihr leider nicht nach Hause fahren, aber das kriegen wir schon hin. Überall, wo in der DDR ungarische Studenten leben, habt ihr euer Zuhause. Und sie hat uns tatsächlich mit fiktiven eingetragenen Adressen offizielle Anträge mit Stempel der Hochschule zum Erwerb von ermäßigten Fahrkarten ausgestellt.

Über den innerstädtischen öffentlichen Verkehr an anderen Orten habe ich wenig Erfahrung. Mir ist das passable Straßenbahnnetz in Erfurt in angenehmer Erinnerung. Hier fiel mir auf, dass es keinerlei Schaffner in den Bahnen gab. Jeder hat seine Fahrkarte nach dem Einwurf des Fahrpreises mit dem Ziehen an einem Hebel (Zahlbox) selbst gelöst. Der eingeworfene Betrag blieb allerdings eine längere Zeit hinter der Scheibe für eventuelle Kontrollen sichtbar.

In Berlin haben wir die S-Bahn zwischen dem damaligen Berliner Fernbahnhof Schöne-weide und Friedrichstraße oft benutzt, da wir immer wieder an Veranstaltungen der Ungarischen Botschaft teilnahmen. Für diese Strecke war die Fernfahrkarte der Reichsbahn sowohl für die An- als auch für die Abreise gültig. Die S-Bahn fuhr tagsüber in etwa 10-minütigen Intervallen und war stets eine angenehme Möglichkeit, in der „Hauptstadt der DDR“ unsere Ziele zu erreichen.

Im Großen und Ganzen besaß die DDR ein gut funktionierendes öffentliches Verkehrsnetz, insbesondere zwischen den größeren Städten und der Hauptstadt. Bei Wartezeiten in den Bahnhöfen haben die jeweiligen Mitropa Gaststätten einfaches Essen angeboten. Ich habe zum Beispiel die heiße Kraftbrühe mit Brötchen in guter Erinnerung. Falls man in Dresden pünktlich ankam, konnten die noch fehlenden Geschenkkäufe in der am Bahnhof beginnenden Prager Straße erledigt werden. Im dortigen Lebensmittel-Exquisit konnte man immer etwas finden.

János Mester

Technische Hochschule / Matrikel 1973

Abenteuerliches Ankommen 1968

LEIPZIG

Im Frühjahr 1968 wurden wir vier an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig aufgenommen. Meine Mitstreiter erhielten den regulären Studentenstatus, während ich als Praktikantin aufgenommen wurde. Damals wurden jedes Jahr zwei Erwachsene, die in einem Verlag arbeiteten, für ein Jahr als Praktikanten in die DDR entsandt. In jenem Jahr erhielt ich einen dieser Praktikumsplätze, während ich in den folgenden zwei Jahren reguläre Studentin war.

Davon, was bei uns und in der Tschechoslowakei geschah, wussten wir nichts. Die Reisevorbereitungen nahmen uns völlig in Anspruch, und auch im Budapester Ministerium wurde uns nichts darüber gesagt.

Ich flog (soweit ich mich erinnern kann) am 13. September allein nach Leipzig, während die anderen am nächsten Tag mit dem Zug fuhren. Im Ministerium erhielt ich mein Flugticket, sowie die Information, dass ich einen Platz im Wohnheim der Hochschule bekommen würde – allerdings ohne Angabe der Adresse. Wenn ich mich richtig erinnere, konnte ich in der Bank 25 Mark umtauschen.

Überraschenderweise reiste ich mit einem Professor der Hochschule zusammen – ein großer Glücksfall für mich! Wir unterhielten uns angeregt, doch als ich nach dem Wohnheim fragte, waren wir beide überrascht: Die Hochschule hatte kein Wohnheim und hatte auch nie eines gehabt!



Leipzig, Hauptbahnhof, 1960 / Wikimedia Commons

Er empfahl mir, direkt zur Hochschule zu gehen, wo noch die Sekretärin des Direktors anzutreffen sei, die mir helfen könne.

Ich hatte nicht viel Gepäck – nur einen 20 kg schweren Koffer und eine Handtasche, da ich nicht mehr mit ins Flugzeug nehmen durfte. Der Professor nahm ein Taxi mit mir bis zur Hochschule. Die freundliche Sekretärin half mir tatsächlich: Sie lief nach Hause, um Decken und Kissen zu holen. In der Hochschule gab es Bettwäsche (da es kein Wohnheim gab, half man so den in Mietwohnungen untergebrachten Studenten). Dann öffnete sie mir ein leeres Zimmer im Erdgeschoss, in dem sich ein Waschbecken mit kaltem Wasser befand. Irgendwoher organisierte sie drei Liegen (später bemerkte ich, dass in den Klassenräumen Sessel, Liegen und andere Möbelstücke vom Flohmarkt standen, mit denen sich die Studenten ihre Umgebung gemütlicher machten).

Die Dame gab mir einen riesigen Schlüssel, mit dem ich die große Flurtür öffnen konnte, die zum Waschraum führte. Im Gebäude war das Licht abgeschaltet, aber ich bekam eine Kerze und Streichhölzer, bevor sie sich freundlich verabschiedete. Zum Abschied gab sie mir noch mit auf den Weg, dass ich den Pförtner auf keinen Fall stören solle, um die Tür zu öffnen – er sei ein äußerst mürrischer Mensch.

Eigentlich hätte der Flug nur ein paar Stunden dauern sollen, doch ich musste umsteigen, und das Flugzeug nach Leipzig startete wegen eines Sturms etwa acht Stunden später. Ich hatte kein Essen für die Reise mitgenommen. Zuletzt hatte ich am Vortag zu Mittag gegessen. Ich legte mich hungrig, allein und ängstlich schlafen – die Anreise hatte ich mir anders vorgestellt.

Am nächsten Tag war Samstag. Die Hochschule war bis Mittag geöffnet, danach blieb sie bis Montag geschlossen. Am Vormittag ging ich zum Bahnhof, um die anderen Ungarn abzuholen. Zwei Mädchen und ein Junge kamen an, doch nur der Junge hatte eine Unterkunft. Mit den Mädchen schleppten wir unser Gepäck zu Fuß zur Hochschule. Auch sie waren enttäuscht, als sie erfuhren, dass es kein Wohnheim gab. Sie hatten nicht einmal Geld! Unser Stipendium bekamen wir erst eine Woche später, bis dahin lebten wir alle vier von meinen wenigen Mark.

Eines der Mädchen hatte Elternfreunde in Leipzig, die innerhalb weniger Tage eine Unterkunft für sie fanden. Meine Freundin Erzsi und ich blieben zurück, da wir keine andere Möglichkeit fanden.

Mit der Zeit lebten immer mehr Personen in unserem Zimmer: Deutsche und Mädchen verschiedenster Nationalitäten. Damals war es in Leipzig fast unmöglich, eine Mietwohnung zu finden, und das Stipendium (280 Mark pro Monat) war auf die Wohnheimpreise (10–15 Mark) ausgelegt. So lebten wir wochenlang. Wir suchten nach Unterkunft – aber vergeblich.

Irgendwann, Anfang November, waren wir nur noch zu dritt dort, als die Hochschule uns mitteilte, dass sie den Raum benötigte. Der Rektor, der uns ebenfalls unterrichtete, fand schließlich eine Unterkunft für uns. Sie war teuer und ziemlich heruntergekommen – aber sie existierte! Eine Dame vermietete uns vorübergehend ihr Schlafzimmer, da ihr Mann für ein paar Monate beim Militär diente. Wir gaben uns Mühe, es ihr recht zu machen, doch trotz-

dem warf sie uns auf ziemlich unfreundliche Weise hinaus – sie hatte Angst, dass wir vielleicht nicht ausziehen wollten.

Da wir weiterhin keine Unterkunft hatten, zogen wir in unseren Klassenraum ein. Dort gab es einen Tisch mit zwei Bänken. In der ersten Nacht schliefen wir auf den Bänken. Am nächsten Abend ging Erzi in eine Jugendherberge. Eine Nacht dort kostete (so weit ich mich erinnere) 7 Mark. Meine Freundin sagte, dass sie das nicht länger ertragen könne und nach Hause fahren werde. Ich versuchte, sie davon abzubringen, aber ich hatte keine richtigen Argumente.

Zum Glück erinnerte sie sich an einen Sprachlehrer aus der Heimat, der ihr am Ende des Deutschkurses seine Telefonnummer gegeben hatte und sagte, dass er kontaktiert werden könne, falls jemand nach Leipzig komme. Und hier begann ein Märchen.

Der Lehrer rief eine Bekannte an, die als Leiterin eines Wohnheims arbeitete. Diese erzählte, dass kürzlich eine Studentin gestorben sei und niemand es wagte, in ihr Zimmer einzuziehen – es stand seitdem leer. Wir konnten es bekommen!

Dieses Wohnheim lag im Herzen der Stadt und war fantastisch! Während der Schulferien und zur Leipziger Messe wurde es als Hotel genutzt. Es bestand aus lauter Zweibettzimmern und bot eine wirklich angenehme Umgebung. Wir waren überglücklich!

Nach fünf Monaten des Herumirrens konnten wir uns endlich aufs Studium und unsere äußerst spannenden Aufgaben konzentrieren.

Zsuzsa Murányi

Hochschule für Grafik und Buchkunst / Matrikel 1968



Essen, Mensa, Gaststätten

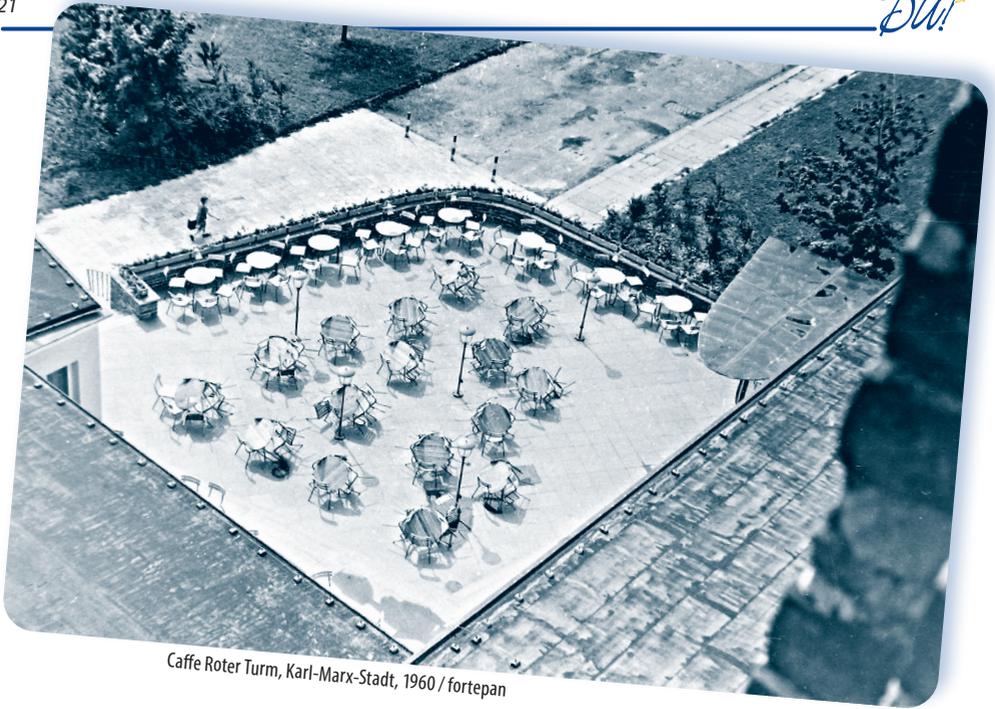
ILMENAU UND UMGEBUNG

Ilmeneau ist eine Kleinstadt in Thüringen, 1974 hatte sie um die 19 Tausend Einwohner. Die Stadt wies zwei Zentren auf: Das historische Stadtzentrum und etwa 1,5 km davon entfernt den Campus der Technischen Hochschule, wo die meisten Studierenden untergebracht wurden. Waren des täglichen Bedarfs konnten im kleinen Konsum-Geschäft des Campus gekauft werden. Begehrte Artikel waren allerdings rationiert – jeder Kunde durfte etwa auf einmal nur zwei Flaschen Tomatenketchup kaufen. Wer höhere Ansprüche als das Angebot im Konsum hatte, konnte in beiden Kaufhallen der Stadt richtig gut einkaufen. An der Fleischtheke gab es frische Wurstwaren, Schinken, Leberkäse, und fürs gemeinsame Kochen, Braten im Wohnheim konnte Frischfleisch bester Qualität besorgt werden. Um Obst und Gemüse war es vermutlich nicht so gut bestellt, doch damals waren wir nicht allzu scharf darauf. Es gab Äpfel, auch Kubaorangen – alles andere war Glückssache. An Gemüse gab es Weißkohl, Kartoffeln, saisonal eventuell Gurken. Die deutschen Kommilitonen brachten vieles von zu Hause mit.

Die Kaufhallen befanden sich rund 1,5 km vom Campus entfernt, weshalb die Großeinkäufe einmal die Woche getätigt wurden. Dabei stopften wir eine große Sporttasche mit Lebensmitteln voll.

Dreh- und Angelpunkt unseres Lebens bildete der Wohnblock des Internats. Eine gemeinsame Wohnung sah folgendermaßen aus: Eingangstür, kleiner Flur, davon abgehend links das Bad, geradezu links Zimmer 1 für drei Personen, rechts daneben Zimmer 2 für drei Personen, Flur rechts kleine Küche. Bad und Küche ohne Fenster. Es war eine passable Unterkunft – bis auf den fehlenden Kühlschrank in der Küche. Manche schlossen Omas ausrangierten Kühlschrank an die Steckdose in der Küche an, doch die meisten Bewohner „borgten“ sich einen metallenen Einkaufskorb aus dem Konsum und stellten ihn auf den Fenstersims. Vom Spätherbst bis Frühjahr erwies sich das als eine richtige Lösung, bis im Jahr 1975 endlich Kühlschränke angeliefert wurden. Jede Wohneinheit mit 6 Personen bekam einen zugeteilt.

Nach unserer Ankunft im August 1973 konnten wir die Kost in der 1972 fertig gestellten Mensa probieren. Das Gebäude ist ein typischer Zweckbau der DDR-Architektur – heute steht er unter Denkmalschutz. Eine Essenmarke kostete 60 Pfennig, man hatte die Wahl zwischen zwei Hauptgerichten sowie Schonkost. Ich kann mich an kein ungenießbares Gericht erinnern, die Portionen waren ausgiebig. Wer extra großen Hunger hatte, konnte seinen leeren Teller mit einem Ausruf „Nachschlag!“ auf das Band stellen und bekam eine weitere Portion



Caffe Roter Turm, Karl-Marx-Stadt, 1960 / fortepan

Beilage mit Soße. Nach dem Mittagessen begaben wir uns regelmäßig in die Kaffeestube, um uns bei einer Tasse Bohnenkaffee und einem Gebäck über den Tag auszutauschen. Es war nicht billig: Wenn ich mich richtig erinnere, kostete der Kaffee allein fast genauso viel wie ein Mittagessen, doch vom Stipendium konnte man sich das leisten.

Ein sehr wichtiger Teil der Mensa war die Bierstube, die wir fast jeden Abend aufsuchten. Gezapft wurde Tannenbräu Spezial, das wohl beste Bier in ganz Thüringen, mit einem diskreten Beigeschmack vom Tannenzweig. Das Attribut „Spezial“ war auch am Preis bemerkbar: Ein großes Bier kostete 1 Mark und 5 Pfennige. Wem das Tannenbräu zu teuer war, konnte seinen Durst in einem der vier Studentenklubs im Kellergeschoss der Wohnblöcke stillen. Diese warteten mit Flaschenbiersorten des VEB Getränkekombinat Rennsteig auf. Sowohl Hell wie auch Pils sind mir in bester Erinnerung, obschon beide auf Zimmertemperatur serviert wurden, doch daran nahm keiner Anstoß.

An Wochenenden war die Mensa geschlossen. Auf den Kochplatten unserer kleinen Küche bereiteten wir nur einfache Gerichte zu. Bei Zusammenkünften der ungarischen Studenten wurde für gewöhnlich pörkölt gekocht. Dafür wurde ein Eimer richtig geputzt, auf die Kochplatte gestellt und das Kochen konnte beginnen. Die Eimer waren auch für den Biertransport bestens geeignet. Dem Wohnblock gegenüber lag eine Bierstube, deren Chef, Angelika, liebevoll Geli genannt, den mitgebrachten Eimer mit Bier füllte. Beim Abendessen konnte dann jeder „aus dem Vollen schöpfen“!

An Wochenenden war auch die Bierstube geschlossen, also musste der harte Kern der Kleinen ungarischen Gruppe in einer der städtischen Gaststätten speisen. Es gab etliche davon: Lindenhof, Zum Löwen, Haus des Handwerks, Bahnhofshotel, Ratskeller, Mitropa, Goldbroiler. Alle hatten eine standardisierte Menükarte, dazu einige lokale Spezialitäten. Im Löwen etwa schmeckte die Roulade mit Klößen besonders gut, im Bahnhofshotel der Gulasch (also pörkölt). Im Goldbroiler konnte man das Hähnchen mit Köstritzer Schwarzbier runterspülen, und im Lindenhof gab es immer Wernesgrüner vom Fass. Sämtliche Gaststätten waren stets gut besucht – trotzdem konnte man auf Anhieb, also ohne Voranmeldung, einen Tisch bekommen. Heute existiert keine der genannten Adressen mehr...

Neben den Gaststätten zählte auch die Milchbar zu den beliebten gastronomischen Einrichtungen: Hier konnte man Eisbecher mit Eierlikör und anderen Spirituosen genießen. Auch die Konditorei und Kaffeestube Schindler, seit 1911 im Familienbesitz, war ein Magnet in Ilmenau. Irgendwie hat sie die DDR mit deren Verstaatlichung überlebt – unlängst aber, nach über 100 Jahren, hat sie den Besitzer gewechselt. Ihre Brötchen, Brotsorten und Kuchen hätten es gewiss mit Produkten der gegenwärtigen Bäckereien aufgenommen.

In der DDR, insbesondere in Thüringen, warteten gehobene Restaurants mit sehr guter Küche auf. Da ich gutes Essen zu schätzen wusste, besuchte ich die hier aufgeführten Gaststätten öfter. Erfurt lag einen Katzensprung von Ilmenau entfernt, und der Zug kam praktisch im Zentrum der Stadt an. Das Interhotel Erfurter Hof – da war Bundeskanzler Willy Brandt bei seinem Treffen mit DDR-Premier Willi Stoph im März 1970 abgestiegen – hatte vorzügliche böhmische Gerichte mit echtem Pilsner Bier im Angebot. Ein paar Schritte weiter in Richtung Innenstadt führten wenige Stufen in den Winzerkeller, in dem hervorragende Thüringer Spezialitäten aufgetischt wurden, dazu Braugold vom Fass.

Das Restaurant des Interhotels Elephant in Weimar wies eine Menükarte europäischen Ranges auf, der Elephantenkeller versprühte historische Atmosphäre. Fuhr man mit dem Zug aus Ilmenau nach Süden, so erreichte man die Bezirksstadt Suhl. Deren Interhotel Thüringer Wald hatte köstliche Wildgerichte im Angebot. Im Interhotel Panorama zu Oberhof konnte man all das mit einem schönen Ausblick auf die Berge genießen.

Alles in allem kann man behaupten: Wir lebten damals nicht so schlecht in der DDR, wie es heutzutage manche versuchen weiszumachen. Unser Stipendium, insbesondere mit Leistungsstipendium ergänzt, sowie Erlöse aus Gelegenheitsjobs wie etwa Dolmetschen summierten sich auf einen Betrag, von dem man fast wie „Gott in Frankreich“ leben konnte.

János Mester
Technische Hochschule / Matrikel 1973

Mensa und ähnliches

KARL-MARX-STADT

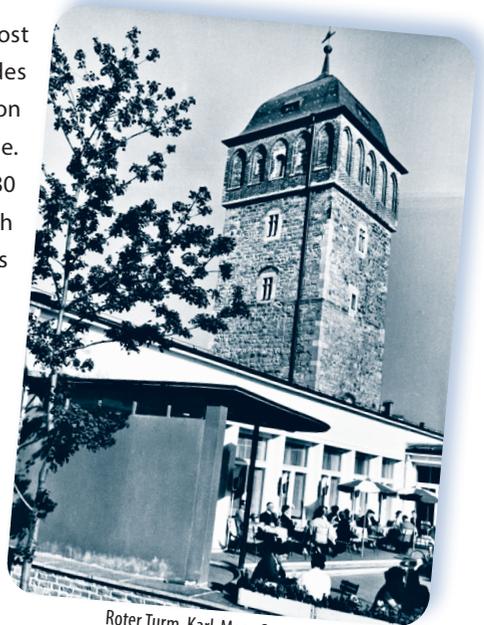
Vor September 1971 hatte ich keine Erfahrung mit der Mensakost gehabt. In Miskolc aß ich im Elternhaus, ab und an genoss ich die vorzügliche Küche meiner Oma. Dementsprechend war die erste Begegnung mit der Neuen Mensa in der Reichenhainer Straße ein wahrer Schock für mich. Eine rechteckige Kunststoffschüssel, geteilt in drei Abschnitte, darin ohne Salz gekochte Kartoffeln, eine Art Generalsoße und ein Stück Fleisch. Bald kam es noch schlimmer. Eines Tages bestand das „Angebot“ aus Kartoffeln und dazu ein Stück Leberkäs und etwas Quark. Ich fragte die nette Frau hinter der Theke, ob dies im Ernst eine warme Mahlzeit sei. Die joviale Dame, mit ihren geschätzten 100 kg, meinte lachend: „Quark macht stark“.

Bedingt durch diese dramatische Wende in meiner Ernährung litt ich in den ersten zwei Monaten stets unter Verdauungsstörungen. Eine Wende zum Besseren geschah im November, als meine Eltern mich anlässlich meines Geburtstages besuchten. Mutter kochte einen Topf Fleischbrühe, und mit Vater tranken wir eines Abends eine Flasche georgischen Cognak leer. Von da an war die Welt in Ordnung!

Wenn nur möglich, versuchte ich die Mensakost zu meiden. In der alten Mensa des Hauptgebäudes der TH (Straße der Nationen) aß ich Unmengen von Bockwurst mit Brötchen und Senf – für 95 Pfennige. Es kostete mich zwar mehr, als die Essenmarke (80 pfg), doch es war bekömmlicher. Oft besuchte ich auch den „Goldbroiler“ im Untergeschoss des Hotels Carola, mit folgendem Dialog:

- Was möchten Sie denn?
- Viertel mit Brötchen (oder Viertel mit Pommes) bitte.
- Zum Trinken?
- Brambacher bitte.
- Mit oder ohne?
- Ohne bitte.

Ich bestellte also ein Viertel Brathendl mit Brötchen oder Pommes, dazu Mineralwasser ohne Geschmack aus Bad Brambach. Sein Pendant mit Geschmack klebte einem den Mund zusammen.



Roter Turm, Karl-Marx-Stadt, 1960

Als gastronomische Spitzenleistung galt der Schaschlik mit Pommes und Salat im Grillrestaurant des Roten Turms für 4,90 Mark, wenn ich mich richtig erinnere. Um an diesen kulinarischen Genuss zu kommen, musste man allerdings an die halbe Stunde Schlangestehen in Kauf nehmen.

Oft besuchten wir gruppenweise die Kleingaststätte „Zur schönen Aussicht“ in der Kleingartenanlage oberhalb der Bernsdorfer Straße. Auf dem Programm stand – neben etlichen Runden Bier – stets das Bauernfrühstück.

Wer – wie ich – Herausforderungen nicht abgeneigt war, konnte Hackepeter in der Mitropa am Hauptbahnhof zu sich nehmen. Fachleuten zufolge ist der Verzehr von Rohfleisch (insbesondere Schweinefleisch) der Gesundheit abträglich. Ich allerdings kam jedes Mal ohne gesundheitlichen Schaden davon.

An Wochenenden, wenn die Mensa geschlossen war, aß ich Globus-Konserven, die ich in großen Mengen aus Ungarn mitgebracht hatte. Die Dose musste in heißem Wasser erwärmt werden, beim Öffnen mit einem Dosenöffner „Torpados“ spritzte die heiße Soße wie ein Vulkanausbruch aus der Dose...

Im HO-Laden gegenüber der Gaststätte Wartburghof gab es oft Letscho (Globus) im Glas. Wenn man es mit Eiern ergänzte, war es eine perfekte Mahlzeit. Eier kaufte ich ohnehin oft für die morgendliche/abendliche Omelette oder Spiegeleier.

Als Kind war ich mit Weißbrot aufgewachsen, also konnte ich den Übergang zum Schwarzbrot nur schwer meistern. Gottlob machten mich die älteren Ungarn auf die private Bäckerei in der Vetttersstraße Ecke Fabriciusstraße aufmerksam. Dort war ein sehr gutes Semmelbrot im Angebot, das mein Problem auf Anhieb löste. Auch gab es in der Bäckerei etliche Kuchensorten, mein Lieblingsstück war der Pfannkuchen, der mag 20 oder 25 Pfennig gekostet haben.

Zum Frühstück und Abendbrot nahm ich im HO-Laden Leberkäse oder Jagdwurst (andere Sorten konnte ich nicht verdauen), sowie aus Ungarn mitgebrachte Salami und Gyulai kolbász. Auch Toast mit Butter und Marmelade stand ab und zu auf dem Speisezettel.

Mit dem Erscheinen des Party Grills brachen neue Zeiten in meiner Ernährung an. Es war eine ganz einfache Blechkonstruktion mit einer Heizspirale – und bestens geeignet für die Zubereitung von warmen Sandwiches. Ein halbes Brötchen mit Butter, darauf ein Stück Leberkäse und Schnittkäse, anschließend Ketchup oder Piros Arany oben drauf – das perfekte Abendbrot!

Alles in allem: Es war nicht einfach, sich auf die Ernährung in der DDR umzustellen, doch wir haben es geschafft! Man muss stets Optimist sein!

Obligatorischer Sportunterricht an TH-n der DDR

DRESDEN, ILMENAU, KARL-MARX-STADT

FREIBERG, MAGDEBURG

Anders als etwa an der TU Dresden oder der TH Ilmenau war an der Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt in den 70er und 80er Jahren der Sportunterricht (wöchentlich zwei Stunden, also 90 Minuten) für alle Studentinnen und Studenten obligatorisch. Jeder Student hatte die Möglichkeit, den obligatorischen Studentensport in einer der folgenden Disziplinen zu betreiben: Leichtathletik, Geräteturnen, Schwimmen, Fußball, Volleyball, Basketball, Handball, Fechten, Judo, militärischer Mehrkampf.

In einer Fibel über den Hochschulsport hieß es: „Ein reges sportliches Leben zur Gesunderhaltung, zur Erhaltung der Schaffenskraft sollte ernstes Anliegen aller Studenten sein. Studentinnen und Studenten, die in ihren Leistungen den Mindestanforderungen nicht entsprechen, erhalten zusätzlichen Sportunterricht.“

Prüfungen im Sportunterricht wurden am Ende eines jeden Studienjahres, bzw. bis Ende des dritten Studienjahres durchgeführt. Es waren folgende Anforderungen zu erfüllen:

Studentinnen:

- Klimmziehen im Liegehang (10 in einer Minute)
- Rumpfeheben aus der Rückenlage (15 in 30 Sekunden)
- Dreierhop (??)
- 100-m-Lauf (unter 17 Sekunden)
- 800-m-Lauf (unter 4 Minuten)

Studenten:

- Klimmziehen (Ristgriff) (20 in einer Minute)
- Rumpfeheben aus der Rückenlage (25 in 30 Sekunden)
- Dreierhop (??)
- 100-m-Lauf (unter 15 Sekunden)
- 3000-m-Lauf (unter 15 Minuten)

Studenten der TH, die in einer Sportart überdurchschnittliche Leistungen vollbrachten, konnten in die entsprechende Sektion der Hochschulsportgemeinschaft (HSG) delegiert werden. Regelmäßiges Training in der HSG galt als obligatorischer Sportunterricht. Das war der Fall bei unserem Freund Géza (Matrikel 68), der sehr gut Fußball spielen konnte. Dank seiner

Fähigkeiten wurde er als Reservespieler der HSG-Mannschaft berücksichtigt. Sein Zimmerkollege konnte es noch besser und spielte jeweils in der Startelf – bis er am Ende des zweiten Studienjahres exmatrikuliert wurde, wegen zu vieler Wiederholungsprüfungen...

Die Sportprüfungen am Ende der ersten drei Studienjahre waren nicht ohne. Denn wer die Mindestanforderungen in den einzelnen Disziplinen nicht erfüllte, bekam im vierten Studienjahr keine Diplomaufgabe! Also musste man sich richtig sputen... Etwa unser Freund Attila (Matrikel 70), dem die Strecke über 3000 Meter jeweils zum Verhängnis wurde: Er verfehlte jedes Mal die 15 Minuten-Marke. In seiner gewählten Sportart (Judo) hatte er, seiner etwas fülligen Figur zum Trotz, keine Probleme, doch das Laufen war eben nicht seine Sache. Am Anfang des vierten Studienjahres heckten wir einen Plan aus. An drei Wochenenden im September gingen wir auf den Sportplatz gegenüber dem Internat Vetterstraße. Ich hatte eine Stoppuhr in der Hand und Attila begann seine Kreise über die Bahn zu ziehen. Beim dritten Anlauf schaffte er die Distanz in 14 Minuten und 52 Sekunden! Dann musste er nur noch in Anwesenheit seiner Judo-Trainerin diese Leistung wiederholen – und bald hielt er die Diplomaufgabe in der Hand. Halleluja!

Die 3000 Meter waren, gelinde gesagt, nicht allzu beliebt unter den Studenten. Mein anderer ungarischer Freund an der Sektion Automatisierungstechnik, Tóni, hatte (wie ich selbst) Handball gespielt. Die alljährlichen Prüfungen haben wir locker gemeistert, obschon die längere Laufstrecke uns alles abverlangte. Immerhin schafften wir sie weit unter 15 Minuten (meine Bestzeit im dritten Studienjahr war 10 Minuten und 20 Sekunden). Doch einem Kollegen in der Seminargruppe 70/53, Udo, konnte ich kaum das Wasser reichen. Nach dem Start schoss er aus wie eine Revolverkugel und überrundete bald viele Läufer. Er schaffte die 3000 Meter jeweils unter 9 (neun) Minuten! Damals hielt ein Schwede namens Anders Gärderud den Weltrekord über 3000 M Hindernis mit 8 Minuten und 9 Sekunden. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass der Kollege Udo in seiner Heimatdorf Werdau Leichtathletik betrieb, er war uns Amateuren also Lichtjahre voraus ...

Unser Freund Pius (bürgerlicher Name ebenfalls Attila, Matrikel 71) hatte Schwimmen als Sportart gewählt. Das war insofern praktisch, weil die „Volksschwimmhalle“ (wo der Unterricht stattfand) kaum 200 Meter vom Internat Vetterstraße lag. Ab dem zweiten Studienjahr jedoch wurde der um 6 Uhr (in aller Herrgottsfrühe!) beginnende Schwimmunterricht in das Stadtbad in der Mühlenstraße verlegt, das man nur mit der Straßenbahn erreichen konnte. Pius, der Morgenmuffel, schwänzte etliche Sportstunden, was an der Sektion Sport jedoch penibel registriert wurde. Um Anfang des vierten Studienjahres eine Diplomaufgabe zu bekommen, durfte man keine Fehlstunden im Sportunterricht haben. Also musste Pius im Juni 1974 mehrere Tage in die Volksschwimmhalle, um Kilometer nach Kilometer zu schwimmen, bis seine Fehlstunden quasi „aufgebraucht“ wurden...

Die 3000 Meter machten auch Pius zu schaffen. Als Gymnasiast hatte er in Miskolc Basketball gespielt, im Training mussten die Jungs dort höchstens zwei Runden, also 800 Meter, laufen.

Als er an der TH erfuhr, dass 3000 Meter innerhalb einer Maximalzeit zu bewältigen sind, bekam er heftige Bauchschmerzen. Sich schleppend und mit Krämpfen in den Beinen hat er die Distanz schließlich geschafft, doch seine Zeit war katastrophal. Seine Kollegen aus der Seminargruppe hatten ihn lächelnd und fröhlich winkend überrundet. Am Tag darauf konnte Pius nur mit viel Mühe aufstehen und gehen...



Sportfest, Eröffnungszeremonie, 1977 / Wikimedia Commons

Mit Fehlstunden hatte auch Jutka (Matrikel 1972) ihre Probleme. Erst begann sie den Sportunterricht mit Schwimmen in der nahe gelegenen Volksschwimmhalle. Da sie aber Angst hatte vorm Kopfsprung, wechselte sie bald zum Basketball. In diesem Ballsport zeigte sie so gute Leistungen, dass der Trainer sie unbedingt in die HSG delegieren wollte. Danach war ihr aber nicht zumute. Die Sporteinheit fand in Gablenz statt, eine halbe Stunde Fahrt mit der Straßenbahn, anschließend konnte man nicht duschen, musste schnell zurück zur nächsten Vorlesung. Jutka hatte nach einer Weile die Schnauze voll und ging nicht mehr zum Training. Die Folge waren 30 Fehlstunden, denen sie zunächst keine große Bedeutung beimaß. Die Stunde der Wahrheit schlug etliche Monate später – vor der Verteidigung ihrer Diplomaufgabe. Da wurde ihr mitgeteilt, sie würde für die Verteidigung nicht zugelassen, wegen der 30 Fehlstunden im Sport. Sie war bodenlos verzweifelt, suchte Auswege aus der Klemme, bis schließlich ihr Trainer eine rettende Idee hatte: Er werde die Fehlstunden „gutschreiben“, wenn Jutka in den Sommerferien 1976 „gemeinnützige Arbeit“ in der Sporteinrichtung verrichte. Also schuftete sie wochenlang mit Streifenmalen auf dem Basketballfeld, räumte Geräte im Gerätelager, kehrte Blätter auf dem Sportplatz zusammen und fuhr sie mit der Schubkarre bei orkanartigem Wind weg... Doch die Plackerei hat sich gelohnt, am Ende bekam sie die begehrte Unterschrift im Studienbuch und Anfang November konnte sie ihre Diplomaufgabe verteidigen.

An der Bergakademie Freiberg waren die Studenten – ähnlich wie in Karl-Marx-Stadt – verpflichtet, am Sportunterricht teilzunehmen. Pista (Matrikel 1970) wählte, trotz seiner dünnen Statur, Judo. Er besuchte sogar die Trainingseinheiten des Akademie-Sportklubs, denn dort gab es die Möglichkeit zum Duschen mit Warmwasser! (Im Internat gab es diesen „Luxus“ nicht.) Leider funkte eine Verletzung dazwischen, also musste Pista im zweiten Semester mit Judo aufhören und wechselte zum Handball. Das lief so bis Ende 1973, und ab Anfang 1974 musste man sich auf die Hauptprüfung und die Diplomaufgabe sowie deren Verteidigung

konzentrieren. In diesen Monaten fand Sport im Zeichen des „ad libidum“ statt: Jeder machte, wozu er Lust hatte.

An der TH Otto von Guericke in Magdeburg gab es optimale Bedingungen für den Studentensport. Im Umkreis der Internate befanden sich viele Sportplätze (Basketball, Volleyball, Fußball) sowie eine Sporthalle. Der obligatorische Sportunterricht hatte einen festen Platz im Stundenplan. Befreit davon waren diejenigen, die in einer Sportart regelmäßig am Vereinstraining teilnahmen. Den jährlichen Leistungstest mussten aber auch sie mitmachen.

Beim allerersten Sportunterricht im September 1973 schaute Tamás nicht schlecht, als dem Ruf des Sportlehrers (Wir beginnen mit Sport!) der kollektive Antwortruf der Mitstudenten folgte: Heil! Jedenfalls so hat er es verstanden – doch das war ein Missverständnis, denn die Antwort hieß: Frei! Sportunterricht gab es in den ersten vier Semestern, und die allermeisten Studenten empfanden ihn als Ausdruck der alten Devise: mens sana in corpore sano (ein gesunder Geist in einem gesunden Körper). Demensprechend fanden auf den (mit Flutlicht versehenen) Sportplätzen Wettkämpfe bis in den späten Abendstunden statt. Die Leistungstests folgten jeweils am Ende des Semesters. Wie bei jeder Prüfung, gab es auch hier zwei Termine für die Wiederholung – dann folgte die Exmatrikulation...

Nach dem 3. Semester verpasste Tamás den ersten Termin. Die erste Nachprüfung fiel mit einer WiKo-Prüfung zusammen – also blieb ihm nur die zweite Chance, die um 6:30 Uhr angesetzt wurde. Als erstes mussten die „Probanden“ 3000 Meter laufen. Am Start waren 16 Studenten. Tamás, mit regelmäßigem Sport in den Beinen, begann mit gesundem Selbstvertrauen und lief sein gewohntes Tempo. Doch dann kam die fünfte Runde, da ihn ein Mitläufer überrundete, was bei unserem Freund einen mentalen Tiefpunkt auslöste. Ihm lief es durch den Kopf: Schluss, ich werde die Zeit nicht schaffen, ich werde exmatrikuliert und unehrenhaft nach Ungarn zurückkehren müssen. Dabei kam es ihm nicht in den Sinn, dass 14 Läufer noch hinter ihm herliefen! Er versuchte, an dem Spitzenläufer dranzubleiben, was zur Folge hatte, dass sein Rückstand im Ziel lediglich 200 Meter betrug. Im Ziel hatte er Atemnot, Brechreiz, Krämpfe in den Beinen und wartete mit stoischer Ruhe auf seine Zeit. Der Sportlehrer klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und meinte: „Sie haben Ihre Bestmarke um 14 Sekunden unterboten, Test mit der Note 1 bestanden!“

Wie bereits vermerkt, gab es an der TU Dresden keinen obligatorischen Sportunterricht. Doch Edit (Matrikel 1978) und Ildikó (1977) gingen jede zweite Woche zum Basketballtraining, jeweils 90 Minuten, um Spaß an der Bewegung zu haben. Nach dem Training konnten die Teilnehmer in die Sauna mit anschließendem Eintauchen ins Kaltwasser. Die Ungarinnen beendeten die Trainingseinheit mit Duschen, während die Deutschen allenfalls ihren Waschlappen über ihre geschwitzten Körper rieben – dann liefen sie in den gleichen Unterwäschen nach Hause, in denen sie Basketball gespielt hatten...

Örtlicher Nahverkehr, Reisen in die Heimat

KARL-MARX-STADT

Am 20. August 1970 traten rund 70 ungarische Studierende am Budapester Westbahnhof mit dem internationalen Express „Favorit“ die Reise in die DDR an. Das Gros der Gruppe hatte Dresden (TU oder HfV) als Reiseziel, der Rest fuhr weiter nach Ilmenau, Leipzig, Magdeburg. Sechs Jungs mussten in Dresden ebenfalls aussteigen, um mit einem Personenzug nach Karl-Marx-Stadt weiterzufahren.

Am Hauptbahnhof angekommen wurden wir von niemandem abgeholt. Nach einer Viertelstunde rief einer von uns an der TH an – und wenig später erschien ein Mann so um die 40. (Tage später stellte sich heraus, er war Helmut Klemm, stellvertretender Leiter der TH-Abteilung Ausländerstudium.) Er haspelte laut unverständlich, nach jedem Satz mit dem obligatorischen „naa!“. Wir haben so gut wie nichts verstanden – und sahen einander verblüfft an: Entweder er spricht kein Deutsch, oder wir haben in Ungarn eine andere Sprache als Deutsch gelernt. Schließlich bugsiierte er uns in einen weißen Ikarus 55, rief dem Fahrer etwas zu – und wir fuhren los. Nach etwa 15 Minuten hielt der Bus, der Fahrer rief lauthals: Internat, alles aussteigen! Wir waren angekommen...

Am Montag mussten wir im Zentralgebäude der TH antanzen, um die erste Stunde im obligatorischen Deutschunterricht zu genießen. Von Dr. Schwabe erfuhren wir auch, dass wir sofort Passbilder brauchen, um in der Polizeidirektion (Helmut-Just-Straße) wegen der roten Personalausweise vorzusprechen. Auch für den SVK-Ausweis, den Studentenausweis und die Monatskarte für Bus und Bahn waren Passfotos notwendig. Also ließen wir gleich je ein Dutzend Fotos machen.

Der öffentliche Nahverkehr (ÖPNV) in Karl-Marx-Stadt war, im Vergleich zu Budapest, gellinde gesagt überschaubar. Es gab damals, also 1970, sechs Straßenbahnverbindungen. Auf fünf Linien waren noch Schmalspurgleise verlegt, über ihnen ratterten altersschwache weiße Waggons aus den 1920er Jahren. Nur die Linie 5 (zwischen Hauptbahnhof und Altchemnitz) wies Waggons jüngerer Bauart („Waggonbau Gotha“) auf Normalspur auf. Die Busse (vielleicht 6 an der Zahl) wurden nicht mit Nummern, sondern mit Buchstaben (A, B, C usw.) gekennzeichnet. In der Nähe unserer Wohnheime fuhren damals (bis 1972) noch Ikarus-Busse (Typ 180) mit der Bezeichnung Schienenersatzverkehr. Sie „ersetzen“ die Straßenbahnlinien 3 und 4 auf der Strecke zwischen Bernsdorf und der Zentralhaltestelle. Letztere war Endstation der altersschwachen Straßenbahnen 3 (Richtung Rottluff) und 4 (Richtung Borna), deren weitere

Strecke nach Bernsdorf modernisiert (heißt Umbau auf Normalspur) werden sollte. 1972 war es dann soweit: Auf den verlegten neuen Gleisen konnten rote Straßenbahnen der tschechischen Marke CKD ihren Betrieb aufnehmen. Sie fuhren von Bernsdorf (Wendeschleife) über die Zentralhaltestelle bis zum Hauptbahnhof.

Eine Fahrt mit der Straßenbahn kostete 20 Pfennig, die Zahlung erfolgte per Münzeinwurf in die Zahlbox mit anschließendem Zug am Hebel. Preiswerter war jedenfalls die Monatskarte, die aber nur begrenzt einsetzbar war. Eine Karte war nur gültig für zwei Linien in der Stadt. Vom Internat zum Zentralgebäude der TH mussten wir den Schienenersatzverkehr und von der Zentralhaltestelle die Linie 5 nehmen – also lösten wir die Monatskarte für die 5 und die 3/4. Die Linie 4 (Richtung Borna) fuhr die Helmut-Just-Straße entlang, da lag der Luxor-Palast, das größte Kino der Stadt. Wenn ich mich richtig erinnere, kostete eine Monatskarte 7 Mark. Der Haken: Sie war nur gültig bis 15 Uhr am 1. Tag des darauffolgenden Monats. Die Folge waren lange Schlangen an den wenigen Schaltern (Zentralhaltestelle) am ersten Tag jeden Monats. Denn die Gültigkeit war mit einer Klebmarke ausgewiesen, die an ein und dieselbe Stelle auf der Monatskarte geklebt wurde. Wollte man sich das Schlangestehen ersparen und die neue Marke etwa schon am 30. oder 31. des Vormonats lösen, so konnte man am letzten Tag nicht mehr mit seiner Karte fahren, bzw. musste zur Zahlbox greifen...



Dresden, 1962 / forttepan

Mit dem Bus fuhr ich ganz selten – zum Beispiel noch im November 1970, als ich einen blutigen Fleck am linken Augapfel bemerkte. Da riet mir mein Zimmerkollege Uwe, bald die Augenklinik aufzusuchen. Dorthin fuhr keine Bahn, sondern nur ein Bus. Der Arzt untersuchte mein Auge und verschrieb mir eine Flüssigkeit sowie Tupfer. Damit sollte ich mehrmals am Tag mein krankes Auge „behandeln“. Es half – nach 4-5 Tagen war der Fleck wieder verschwunden.

Innerhalb der DDR reisten wir stets mit der Reichsbahn, gewöhnlich nach Dresden, Freiberg oder Leipzig, um dort studierende Ungarn zu besuchen. Das Reisen mit der „DR“ war nicht billig. Um es preiswerter zu gestalten, brauchte man einen sogenannten „Antrag“. Auf diesen Antrag erhielt man 75% Ermäßigung vom normalen Fahrpreis für den Personenzug, wenn man als „Reiseziel“ einen ungarischen Studenten in einer anderen Stadt auswies. (Für D-Züge musste man den vollen Aufpreis bezahlen, Antrag hin oder her.) Anträge konnte man bei Herrn Klemm abholen, und er ging sehr geizig mit dem begehrten Papier um. Einmal kam ich in seinem Büro vorbei, um einen Antrag abzuholen. Da musste Klemm schnell raus – und ich griff beherzt zum Stapel gestempelter Anträge auf seinem Schreibtisch. (Es müssen rund 20 Stück gewesen sein.) Als er wieder erschien, verlangte ich (unverschämt) nach einem Antrag, den ich erst ausfüllte und er bereitwillig unterschrieb und mir in die Hand drückte. Im Internat angekommen schaute ich mir genau seine Unterschrift an, und fälschte sie fast perfekt unter die mitgebrachten Anträge. So konnten wir an der Sektion (Attila, Imre, Tóni und ich) uns monatelang den Gang zu Klemms Büro wegen Anträge ersparen...

Im Dezember 1970 konnten wir, neue Studenten an der TH, zum ersten Mal die Reise in die Heimat antreten. Es war eine spannende Zeit, denn Tage vor unserer Abreise brachen an der polnischen Ostseeküste Unruhen aus. Die Proteste der wegen angekündigten Preiserhöhungen aufgebrachten Werftarbeiter in Gdansk und Gdynia konnte die Macht nur mit Waffengewalt unterdrücken. Als Folge musste der KP-Generalsekretär Wladyslaw Gomulka zurücktreten, sein Nachfolger wurde Edward Gierek. - Soweit ich mich erinnern kann, fuhren wir gemeinsam mit dem Express Hungaria von Dresden nach Budapest. Die Fahrkarte Karl-Marx-Stadt-Budapest kostete (über Stúrovo/Szob) hin und zurück 49 Mark (mit Studentenausweis). Fuhr man mit anderen internationalen Schnellzügen (etwa Meridian oder Pannonia), die nicht über Szob, sondern bei Komárom die Grenze zwischen der CSSR und Ungarn passierten, so betrug der Fahrpreis 56 Mark. Eine Platzkarte konnten wir praktisch nie lösen, denn wegen Prüfungen



stand erst sehr spät fest, wann wir überhaupt reisen können. Und da hatten uns die flinken Deutschen die begehrten Platzkarten schon längst weggeschnappt...

Vor den Wohnheimen der TH in der Vettiersstraße lagen weitläufige Parkplätze. Sie waren voll mit Motorrädern (MZ Trophy 125 und 175, Simson Schwalbe, Star und Sperber, einige Jawa und CZ aus der CSSR) und auch mit Fahrrädern. Die Krafträder gehörten wohl Studenten, die in weiter liegenden Ortschaften ansässig waren und nach Karl-Marx-Stadt nicht mit der Bahn, sondern mit eigenem Fahrzeug fuhren. Mein Zimmerkollege Uwe wohnte mit Ehefrau in Hokerswerda. Am Freitag sattelte er auf sein Simson Moped, fuhr nach Hause und kam erst am Montag früh wieder im Wohnheim an. Autos gab es damals so gut wie keine, abgesehen von einem Volkswagen Typ 3 Coupé mit ovalem Kennzeichen und grünen Ziffern. Der gehörte einem Studenten aus Syrien, einem merkwürdigen Kauz mit Sonnenbrille und goldenem Armband und Halskette. Ihm wurde nachgesagt, er fahre öfter in den Westen...

Ab 1972 wehte in der DDR ein spürbar anderer Wind. Ein Jahr zuvor war Ulbricht entmachtet worden und Honecker wurde Erster Sekretär des ZK der SED. Flugs verschwanden die obligatorischen Ulbricht-Fotos in Dienstzimmern von Behörden – ihren Platz an der Wand nahmen Konterfeis von „Honni“ ein. Auch die Post erkannte die Zeitenwende: Die Briefmarken mit Ulbricht-Porträt (10 pfg: grünes Ungeheuer, 20 pfg: rotes Ungeheuer) wurden aus dem Verkehr gezogen. Der Deutschlandsender wurde in „Radio DDR“ umgetauft, und an den Heckscheiben der Pkw musste das Hoheitszeichen „D“ der Plakette „DDR“ weichen... Ab sofort wurde bei Festveranstaltungen und internationalen Sportwettkämpfen die Nationalhymne der DDR ohne den Text von Johannes R. Becher gespielt. Wohl deshalb, weil die letzte Zeile der ersten Strophe lautete: ...Deutschland einig Vaterland. Mit diesem Zug gab die Führung der DDR endgültig die Aussicht auf eine Vereinigung beider deutscher Staaten auf.

Im Exquisit Laden in der Straße der Nationen und im Centrum Warenhaus erschienen im April 1972 französische Hemden und Strickwaren, italienische Schuhe und Stiefel, Damenwäsche der Marke Triumph aus England. Die Preise lagen deutlich höher als bei vergleichbaren Waren aus DDR-Produktion – dafür war auch die Qualität besser. All das geschah nach dem Honeckerschen Motto „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“. In den Geschäften „Jugendmode“ tauchten im Herbst plötzlich Cord- und Bluejeans der Marke Levi's auf. Dafür fuhren mein Freund Imre und ich extra nach Berlin (in Karl-Marx-Stadt gab es damals keine Jugendmode), und konnten nach langem Suchen endlich je eine Cordhose ergattern. Der Preis betrug – wenn ich mich richtig erinnere – 49 Mark. Unser Stipendium im Monat war 280 Mark. Es wurde jeweils am 1. des Monats auf das Konto des KISZ-Sekretärs von der Berliner Botschaft überwiesen. Die Studenten mussten dann beim Sekretär vorbeikommen und ihr Stipendium abholen. 10 Mark wurden gleich abgezogen – für das Wohnheim.

Das Studentenwohnheim

KARL-MARX-STADT

Vor 1970 mussten die Studierenden der TH Karl-Marx-Stadt zum Teil im modernen Wohnheim Reichenhainer Straße 37 (Zweibettzimmer), zum Teil in älteren Wohnheimen im Thüringer Weg (Dreibettzimmer) hausen. Wir, Studenten der Matrikel 1970, hatten großes Glück, dass in jenem Jahr die ersten Blöcke der modernen Wohnheime im Stadtteil Bernsdorf, in der Vettiersstraße, bezogen werden konnten – wenn auch nur der Block 52/54 für Studierende der Sektion Verarbeitungstechnik (VT). Im Block 52 wohnten Mädchen, im 54 Jungs. Der Block 64/66 (für die Sektion Automatisierungstechnik bzw. Informationstechnik) konnte erst Ende Oktober 1970 bzw. im Frühjahr 1971 bezogen werden. Die Blöcke 70/72 folgten dann im Jahr 1972.

Man stelle sich die Blöcke so vor: Zwei achtgeschossige langgezogene Häuser parallel zueinander, welche an ihren Enden, an jeder Etage, durch Zwischenräume verbunden sind (etwa so: ----- _____). Je Etage gab es 31 Zweibettzimmer mit Schreibtischen, Stühlen Bücherregalen, Kleiderschränken, Vorratsschränken, einem Doppelstockbett sowie einem Waschbecken mit Kalt- und Warmwasser, Spiegel. Unter dem Fenstersims war der Heizkörper. Für die damalige Zeit: Luxus pur! Die Zimmer befanden sich beiderseits des langen Flurs. Wo die beiden Blöcke sich „berührten“, befand sich das große Treppenhaus mit zwei Fahrstühlen (TAKRAF Dresden). An den anderen Enden der Blöcke gab es ebenfalls Treppen – für den Fall, dass man das andere Treppenhaus aus irgendeinem Grund (Brandfall usw.) nicht benutzen konnte.

Kam man mit dem Fahrstuhl oder zu Fuß in einer Etage an, so lagen linkerhand ein Waschraum (nur Kaltwasser) mit Balkon zum Trocknen und der sogenannte Müllschlucker. Hier konnte man den in jedem Zimmer befindliche Mülleimer/Papierkorb entleeren – der Abfall landete im großen Müllcontainer im Untergeschoss. Die Container wurden vom Hausmeister (er wohnte im Erdgeschoss) regelmäßig vor den Block gezogen, wo sie einmal die Woche von Leuten der städtischen Müllabfuhr entleert wurden.

Rechts vom Fahrstuhl gelangte man in den langen Flur mit den Zimmern. Noch vor dem ersten Zimmer befanden sich 31 Briefkästen an der Wand. Die Frau des Hausmeisters verteilte da jeden Tag die eingegangenen Postsendungen



bzw. Zeitungen. Gegenüber den Briefkästen befand sich die Tür zur Dusche/Toilette. Trat man hinein, so lagen rechts die Toiletten (je vier Pissoirs und WC-Schüsseln hinter verschließbarer Tür) und links vier Duschkabinen ohne Vorhang.

Die nächste Tür im Flur ging zur Selbstküche. Sie war ein ziemlich großer Raum (etwa 6x4 Meter groß), an einem Ende befanden sich vier elektrische Kochplatten (zu je zwei Platten) und eine Spüle mit Kalt- und Warmwasser. Am anderen Ende waren zwei große Esstische mit großen Bänken, so dass gar 8 bis 10 Mann gleichzeitig dort essen konnten. Gegenüber der Eingangstür befanden sich (ab April 1971) zwei riesengroße Kühlschränke der Marke DKK-Grönland. Ihr Innenraum war aufgeteilt in je acht Fächer, zu diesen gab es je zwei Schlüssel, die an je zwei Zimmer vergeben wurden. Von da an konnte man also Milch, Jogurt, Käse, Wurst und andere verderbliche Lebensmittel im Kühlschrank aufbewahren.



Die Reinigung des eigenen Zimmers war Aufgabe und Pflicht der jeweiligen Bewohner. Und es gab keine „Putzfrauen“ im Wohnheim! Selbst die Reinigung des Flurs und des Treppenhauses oblag den Bewohnern – also den Studenten. Der Reinigungsplan lag an der Wand neben dem Fahrstuhl aus: Jede Woche wechselten sich drei Zimmer bzw. ihre Bewohner im Reinigungs-

dienst ab. Es hieß: Montag und Mittwoch kehren (mit vom Hausmeister zur Verfügung gestellten extra breiten Besen), Freitag kehren und wischen. Anschließend kam die Kontrolle und Abnahme durch den Wohnheimleiter (auch ein älterer Student). Befand dieser, dass die Sauberkeit im Flur oder Treppenhaus mangelhaft war, wurde der Dienst der betroffenen 3 Zimmer bzw. ihrer Bewohner um eine Woche verlängert. Man sputete sich also, um sich diese Schande zu ersparen...

(Da unser Zimmer 323 regelmäßig von mir gereinigt wurde, bot mir mein Zimmerkollege Uwe an, mich beim Reinigungsdienst zu vertreten. Das Angebot nahm ich dankend an.)

In den Zimmern gab es – soweit ich mich erinnern kann – keinen Antennenanschluss für Radio oder Fernseher. Fernsehen konnte man in den beiden Fernsehräumen. Diese befanden sich im „Verbindungsraum“ zwischen beiden Blöcken. In der 3. Etage konnte man den Sender DDR-1, in der 5. Etage den Sender DDR-2 empfangen und genießen. Sicherheitshalber waren die Programmschalter an beiden Geräten „vorsorglich“ entfernt worden... (Karl-Marx-Stadt lag, anders als Dresden „im Tal der Ahnungslosen“, geografisch recht günstig, so dass die Einwohner der viertgrößten Stadt der DDR in ihren Wohnungen Fernsehsendungen des „Klassenfeindes“ ohne weiteres empfangen konnten.)

Nichtsdestotrotz konnte man auf dem eigenen Zimmer Rundfunk hören und/oder fernse-

hen. Dazu brauchte man allerdings ein eigenes Gerät. Manchem Bewohner wurde dies aber 1972 zum Verhängnis. Im Februar erachte ich mit hohem Fieber und Halsschmerzen. Da die Sani-Stelle im Thüringer Weg erst am Nachmittag öffnete, blieb ich im Bett und schlief weiter. Uwe hat beim Verlassen unser Zimmer abgeschlossen, damit keiner es unbefugt betreten konnte. Kurz nach 9 Uhr höre ich klopfen an der Tür. Etwas später Schlüsselklirren und drei Männer betreten das Zimmer: Sektionsleiter Budig, Hausmeister Dudel (mit dem Hauptschlüssel in der Hand) und Gebhardt, Leiter der Abteilung Studienangelegenheiten. Sie grüßen, ich sage, dass ich krank bin und am Nachmittag den Arzt aufsuchen werde. Sie sehen sich im Zimmer um, wünschen mir „Gute Besserung!“ und gehen wieder.

Am Nachmittag erzählte ich Uwe von den rätselhaften Besuchern, auch er war verblüfft. Am nächsten Tag erfuhren wir, was der unangekündigte Besuch auf sich hatte. Die Herren machten Jagd auf Fernsehgeräte und „inspizierten“ dafür alle 217 Zimmer. Fanden sie eines, schalteten sie es ein. Wenn am Bildschirm das Logo von ARD oder ZDF erschien, notierten sie die Zimmernummer und die Bewohner. Hausmeister Dudel erkundigte sich anschließend, wem das Gerät gehörte. Und dieser Student wurde vom Herrn Gebhardt exmatrikuliert! (In unserem Zimmer gab es nur Kofferradios: Uwe hörte stets Bayern 3, und ich konnte auf meinem Videoton-Gerät bei guter Witterung Szabad Európa auf der Kurzwelle 49 m lauschen. Doch Budig & Co. interessierten sich für Radiogeräte nicht.)

Im Untergeschoss befanden sich diverse Diensträume (Elektrik, Warmwasserverteiler, Müllcontainer usw.) sowie ein Waschraum. Dort war eine Waschmaschine (kein Waschautomat), mit der man seine Wäsche, Hemden, Strümpfe usw. selbst waschen konnte, nachdem man den Schlüssel zum Waschraum beim Hausmeister abholte. Waschmittel musste man selbst besorgen. Bettwäsche bekamen wir vom Hausmeister ausgeteilt: Bettlaken sowie Bezug für Decke (Inschrift TH) und eigenen Kopfkissen. Der Wäschetausch fand alle 4-5 Wochen statt: Man musste beim Hausmeister am Stichtag und zur gegebenen Uhrzeit erscheinen, die gebrauchte Bettwäsche abgeben und die frische Wäsche entgegennehmen.

Die Zwischenräume dienten der Entspannung und Erholung. In der ersten Etage etwa befanden sich zwei Tischtennistische mit Netz, da konnte man richtige Turniere austragen. Und in der vierten Etage war die Discothek: Jeden Sonnabend betätigte sich dort ein Disc-Jockey, die Studenten und Studentinnen konnten tanzen und sich an Vita- oder Club-Cola berauschen... Der DJ hatte strikte Vorgaben: Nach zehn Minuten „Westmusik“ mussten zwanzig Minuten DDR-Schlager folgen.

Unweit vom Wohnheim, zwischen Veters- und Reichenhainer Straße, lag der Sportplatz: Ein Fußballfeld mit umliegender Aschebahn für Läufer. Später kamen noch zwei Tennisplätze hinzu, die aber selten benutzt wurden. Und in der Bernsdorfer Straße, etwa 200 m vom Wohnheim Vetersstraße entfernt, befand sich die Volksschwimmhalle. Studierende, die für den obligatorischen Sportunterricht Schwimmen gewählt hatten, konnten hier die Sportstunden absolvieren.

Kultur, Bücher, Musik

KARL-MARX-STADT

1970, zu Beginn unserer Studienzeit, war Karl-Marx-Stadt (hinter Berlin, Leipzig und Dresden) die viertgrößte, bevölkerungsreichste Stadt der DDR: Sie zählte damals 330 Tausend Einwohner. Die für ihre Industrie schon im XIX. Jahrhundert berühmte Stadt (das „sächsische Manchester“) hatte ein Theater und ein Opernhaus, außerdem drei große und etwa sechs kleinere Filmtheater.

Theater- und Opernvorstellungen habe ich aus der Studienzeit nur drei in Erinnerung. Im Theater sahen wir 1973, angeführt von KISZ-Sekretär Jóska Váradi, ein Lustspiel von Pirandello (den Titel habe ich leider vergessen). Ein Jahr später gingen wir wieder ins Theater, um das Stück „Sendestörung“ (Adáshiba) von Károly Szakonyi zu erleben. Diese Aufführung fand während der „Tage der Ungarischen Theaterkunst“ in der DDR statt. Deutsche Zuschauer konnten im Februar 1974, von Schwerin bis nach Dresden und von Berlin bis nach Weimar, insgesamt 13 Theaterstücke von 11 ungarischen Autoren in 50 Vorstellungen erleben.

Im Opernhaus sahen-hörten wir die Oper „Der Rosenkavalier“ von Richard Strauss. Es war wiederum Jóska Váradi, der für uns Studenten Karten für ein Konzert im Dezember 1972 in der Schlosskirche besorgte. Kapelle, Chor und Solisten spielten und sangen das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach. Unter den Zuhörern konnten wir etliche deutsche Kommilitonen und sogar einen Professor der Sektion Automatisierungstechnik entdecken.

Kinobesuche dagegen waren ziemlich oft an der Tagesordnung – wenigstens einmal im Monat. Mein erstes großes Filmerlebnis war der US-Streifen West Side Story im Juni 1971 im Freilichtkino Kuchwald. Wir sahen die klassische Verfilmung mit Natalie Wood, George Chakiris, Rita Moreno und Richard Beymer in den Hauptrollen. Das Freilichtkino verfügte über Stereo-, ja sogar Quadrophon-Tontechnik. Der laute Pfiff im Prolog etwa kam aus Lautsprechern hinter der letzten Sitzreihe!

Während der vier Jahre des Studiums sahen wir viele Weltstars der internationalen Filmkunst im Kino: Marlon Brando (Der Mann in der Schlangenhaut), Jane Fonda (Cat Ballou), Dirk Bogarde (Der Tod in Venedig), Sidney Poitier und Rod Steiger (In der Hitze der Nacht), Shirley MacLaine (Irma la douce), Gregory Peck (McKennis Gold), Ugo Tognazzi (Schwestern teilen alles), Louis de Funès (Balduin, der Trockenschwimmer). Und mehrere Filme mit der Olsenbande. Von DEFA-Produktionen ist mir allein der Streifen „Die Legende von Paul und Paula“ mit Angelica Domröse und Winfried Glatzeder in den Hauptrollen in Erinnerung geblieben.

Jetzt fällt mir auf, dass während der vier Studienjahre kein einziger ungarischer Film in den

städtischen Kinos zu sehen war. Lag es vielleicht daran, dass Kurt Hager, für Kultur zuständiges Mitglied des Politbüros der SED, Péter Bacsó, Miklós Jancsó, Károly Makk, István Szabó et. Co. nicht leiden mochte? Heute ist die Frage nicht mehr zu beantworten.

Was ungarische Bücher betrifft, hatten wir riesengroßes Glück. Die Frau eines jungen Gastarbeiters, die früher in einem Budapester Antiquariat gearbeitet hatte, fand Anstellung in der Humboldt Buchhandlung unweit vom Hauptgebäude der TH. Und diese junge Frau sah es als ihre Aufgabe an, die Neuerscheinungen aus Ungarn zu bestellen und im Angebot zu halten. Mit meinem Freund Imre kamen wir nach Vorlesungen regelmäßig in der „Humbi“ vorbei, um Ausschau zu halten nach ungarischen Büchern. Auf diese Weise konnten wir Bestseller kaufen, die in Budapest längst vergriffen waren – etwa „Pillangó“ von Jacques Charrier, oder „Száll a kakukk fészkére“ von Ken Kesey. Auch den Klassiker der altindischen Literatur „Káma Szútra“ haben wir dort gekauft, wie auch „Makra“ von Ákos Kertész, „Előszó az ABC-hez“ von Miklós Vámos und „Általában hallgatunk“ von Gergely Rákossy. Die Bücherpreise wurden zum amtlichen Wechselkurs 1:4 umgerechnet.

Ungarische Presseerzeugnisse waren in Karl-Marx-Stadt ebenfalls keine Mangelware – wohl wegen den Hunderten von jungen Ungarn, die als Facharbeiter in diversen Betrieben der Stadt aufgrund des Regierungsabkommens zwischen Ungarn und der DDR tätig waren. Im PZV-Laden neben dem Hauptpostamt in der Straße der Nationen gab es eine breite Auswahl an ungarischen Zeitungen und Zeitschriften. Ich besorgte dort mehrmals die Woche Népszabadság, sowie wöchentlich Élet és Tudomány, Képes Sport, Magyarország. In der Letzteren las ich aufschlussreiche Berichte von damaligen Auslandskorrespondenten der ungarischen Nachrichtenagentur MTI, die anderthalb Jahrzehnte später meine Kollegen in der Redaktion Außenpolitik werden sollten: Endre Aczél und Dénes Baracs (Peking), Jenő Bochkor (Bonn), Pál Bokor (Moskau), István Flesch (Prag), Csaba Kis (Brüssel), Gyula Márkus (Warschau), Tibor Köves (Washington), Pál Pinczési (Berlin), Károly Patak (London). Viele von ihnen sind bereits gestorben.

Auch die qualitativ hochwertige Monatsschrift Revue Hongroise kaufte ich ab und an – vornehmlich wegen der schönen Fotos mit Budapester Stadtansichten darin. Diese habe ich dann ausgeschnitten und die Wand meines Zimmers im Wohnheim damit dekoriert – gegen Heimweh. (Bis heute weiß ich nicht, warum diese Zeitschrift, die auch auf Deutsch, Englisch und Russisch erschien, ausgerechnet in der französischen Ausgabe in die DDR geliefert wurde.)

Imre und ich kauften in monatlichem Wechsel die Zeitschrift Új Írás. In einem Heft las ich eine mitreißende Novelle von einem mir unbekanntem Autor: Gergely Rákossy. „Endlich ein junges Talent in der ungarischen Literatur!“ – dachte ich. Und als ich wenig später in der „Humbi“ den Band „Általában hallgatunk“ erblickte, griff ich sofort zu. Dieser enthielt Novellen des Autors, die mir wie aus der Seele sprachen. Im Februar 1974 hörte ich dann im Rundfunk (und las auch in der Népszabadság), dass Alexander Solschenizyn aus dem sowjetischen Schrift-

stellerverband ausgeschlossen worden war. Der Grund dafür war sein im Westen veröffentlichtes Buch „Die Archipel Gulag“.

Den Ausschluss begründete die Vorsitzende des Verbandes, eine Frau Apparatschik, mit fadenscheinigen Argumenten und Verleumdungen. Diese erinnerten mich sofort an eine Novelle von Rákosy: Darin wird ein begabter Autor von seinen unbegabten Neidern geschnitten und verleumdet. Da griff ich schnell zum Kuli und Briefpapier, und verfasste einen Brief an Rákosy, an dessen Verlag Magvető in Budapest adressiert. Ich fragte den Schriftsteller nach seiner Meinung zur Causa Solschenizyn. Eine Antwort bekam ich nie...

Zwei Jahre später, bereits in Budapest, las ich in der Zeitung, dass Gergely Rákosy (es fand die traditionelle „Woche des Buchs“ in der Hauptstadt statt) sich gerne mit seinen Lesern treffen und dabei Widmungen in seine Bücher schreiben würde. Ich nahm meine Rákosy-Bände unter den Arm (da besaß ich zehn davon) und fuhr mit der Straßenbahn zum Vígyszínház. Da saß der ergraute Autor (Jahrgang 1924) auf einem Klappstuhl unter einem Sonnenschirm (für den April war es ungewöhnlich warm). Er schrieb Widmungen in all meine Bände. Als er fertig war, fragte ich ihn nach meinem Brief von vor zwei Jahren. „Was für ein Brief?“ – entgegnete er verblüfft. Ich erklärte ihm den Sachverhalt, worauf er: Ihren Brief hat gottlob jemand im Verlag versenkt, sonst hätte die Sache für uns beide ein böses Ende nehmen können.

Mein Freund Imre kaufte sich im zweiten Studienjahr einen Plattenspieler. Bald entdeckte er, dass die Stadtbibliothek eine breite Auswahl an Schallplatten hatte – sowohl Klassik wie auch Jazz. Also lieh er regelmäßig Platten aus und wir hörten auf seinem Zimmer einmal die Woche Bach und Mozart, Acker Bilk und Chris Barber. Die auf Amiga-Label verlegten Platten der Dixieland-Bands Ball, Barber und Bilk kauften wir uns anschließend im Centrum Warenhaus, wie auch viele Schallplatten mit klassischer Musik.

Im November 1973 erschienen auf Litfaßsäulen in der Stadt Plakate, die ein Konzert der Chris Barber Band im Luxor Palast (dem größten Kino der Stadt) ankündigten. Die Karten kosteten 20 bis 30 Mark – zu viel für uns Studenten. Also beschloss Imre und ich, uns irgendwie doch noch Eintritt zum Palast zu verschaffen. Am Eingang aber wurden die Kartenbesitzer streng kontrolliert – wir hatten keine Chance, irgendwie einzuschleichen. Also lauschten wir den ersten Teil des Konzerts an einem der Seitenausgänge, wo sonst die Zuschauer das Filmtheater verlassen. Es kam die Pause, da strömten die Leute am Haupteingang heraus, um frische Luft zu schnappen. Wir mischten uns unter sie und marschierten erhobenen Hauptes hinein. Nur wo sollen wir uns hinsetzen – das Konzert war ausverkauft. Wir gelangten irgendwie hinter die Bühne, drückten die Klinke an einer Tür auf – und vor uns stand Chris Barber in Unterhose! Es war der Umkleideraum der Musiker – neben Barber sahen uns Joe Crocker (Klarinette), Pat Halcox (Trompete), John Slaughter (Gitarre), Jack Flavelle (Bass), Graham Burbidge (Schlagzeug) und Stu Morrison (Banjo) verblüfft an. Wir stellten uns anständig vor („Hungarian students of the local university“), worauf Barber begeistert erwiderte: Hungary, yes, we played in Szekesfehervár at Alba Regia Jazz Festival three years ago! Welcome, boys!

Wir eröffneten ihnen, dass wir keine Karten hatten – „never mind“, so Barber, you can stay backstage and enjoy part two of our concert. So ward es dann auch – es wurde eines der größten Konzerterlebnisse meines Lebens.

Als Zugabe luden uns die Musiker tags darauf in ihr Hotel ein (sie waren im Hotel Moskau abgestiegen). Dort bekamen wir je ein Programmheft der Deutschland-Tournee – und jedes Mitglied der Band hat die Hefte unterschrieben.

Im April 1972 fand das alljährliche Treffen ungarischer Studenten in der DDR in Karl-Marx-Stadt statt. Mehrere Veranstaltungen wurden im Clara-Zetkin-Klub der ungarischen Werktätigen organisiert. Da kam Imre und mir die Idee: Hier könnten und sollten wir einmal im Monat Vorträge über klassische Musik für ungarische Jugendliche veranstalten. Die Genehmigung von der Kubleitung haben wir bald bekommen, und im September 1972 fand der erste Vortrag mit Schallplatten aus der Stadtbibliothek statt. Für die Vorträge haben wir mit handgeschriebenen Flyern geworben, die wir im Klubhaus und im Erdgeschoss des sogenannten Paprikaturms aushängten. In diesem Hochhaus am Bernsdorfer Platz wohnten an die 200 Ungarn. Lassen wir die Kirche im Dorf: Nicht alle Gastarbeiter schwärmten für klassische Musik. Wenn 5-6 Besucher zu unserem Vortrag erschienen, waren wir schon überglücklich...

Nach fünf Jahrzehnten hat sich vieles in der Stadt unserer Studienzeit verändert. Karl-Marx-Stadt heißt nun (seit 1990) wieder Chemnitz, das Hotel Moskau wurde in Hotel an der Oper umbenannt. Die Humboldt Buchhandlung musste einem Versicherungsbüro weichen. Gergely Rákósy lebt nicht mehr, er starb 1995 bei einem Autounfall. Die Chris Barber Band existiert auch nicht mehr: Bandleader Barber starb 2021 mit 90 Jahren in einem Altenheim. Die Stadtbibliothek musste in das ehemalige Centrum

Warenhaus (1913 von der Familie Tietz erbaut) umziehen. Den Clara-Zetkin-Klub gibt es nicht mehr, und das Gros der ungarischen Gastarbeiter ist für immer nach Ungarn zurückgekehrt – bis auf wenige, die in der DDR geheiratet und eine Familie gegründet haben. Geblieben ist dagegen die Freundschaft, die uns ungarische Altstudenten der TH Karl-Marx-Stadt heute noch verbindet.



László Dorogman
Matrikel 1970

Ősz a Budai hegyekben – a „Magányos cédrus”



„Route – leicht” – stand in der Beschreibung – nachträglich waren wir der Meinung, daß diese Beurteilung leicht übertrieben, besser gesagt untertrieben war.



Wir haben es aber geschafft! Mit viel prachtvollen Bildern, die uns die Natur geschenkt hat, mit vielen Lehrreichen Geschichten, die erzählt wurden und mit strahlendem Sonnenschein, den wir am ganzen Tag genossen haben.

Köszönet Editnek és Andrásnak kirándulás nagyszerű megszervezéséért.

Köszönet a finom pogácsáért, a (majdnem) forró csokiért (nachhaltig erwärmte die Sonne), a frissen süttött sárgarépaért, a szemezgethető szőlőért, a szóviccekért, a világmegváltó gondolatokért, a Duna szélességén aggódó arcokért, a világmegváltó gondolatokért és a másnapi brandenburgi választási eredmények pontos előrejelzéséért, nem utolsó sorban pedig a 300 m szintkülönbségnek, hogy megadta magát.

A magányos cédrus felidézte Csontváry művészetét, éreztük meg nem értetségét, a közös gondolat erejét, a kézfogó kör varázsát és a gyanta illatát.

A képek valamennyit visszaadnak a hangulatból, de mindezt át kell együtt élni.

Jövőre Veletek (is) vélhetőleg nem ugyanitt, nem ugyanekkor, de megint kirándulunk!





Tökerülés plusz baráti csevegés és dalolás Csépaiéknál

Február 16-án délután az Omszki-tónál adtunk randevút egymásnak, hogy a friss levegőt élvezve körbe sétáljuk a tavat, s közben magvas beszélgetéseket folytassunk mindenféle témákról. A séta a parkoló közelében fekvő fitness terepen kezdődött, ahol a merészebbek kipróbálhatták a testük különböző izmait megmozgató tornaszereket. A bemelegítést követően vágunk neki a nem befagyott tó megkerülésének. Ezt nagyjából egy óra alatt abszolvtuk, majd autóba ülve közelítettük meg a Lupa-szigettel szemközt fekvő Duna-partot.



Innen negyedórás sétával értük el, Nelli szíves vezetésével, az úgynevezett Manófalvát, útközben megcsodálva a Duna árterében álló hatalmas (részben már kiszáradt vagy derékba tört) fákat. Manófalva egy lelkes természetbarát alkotása. Kánya Tamás kizárólag természetes anyagokból: taplógombából, fakéregből, fűzfavesszőből, uszadékfából, kagylókból, kavicsokból, vadgesztenye és gledícsiafa terméséből építette a sétaút mellett odúkat és különféle etetőket madarak és mókusok számára. Utóbbiakból nem, de szén- és kék cinegéből többet is láthattunk lakmározás közben. Percekig csodáltuk a szemet gyönyörködtető „várat”, amelyről számos felvétel is készült. A tavaly őszi dunai árvíz sajnos elmosta Manófalvát, ám a művész szívós munkával újjáépítette.

Part menti sétánk végeztével ismét autóba ültünk, és Dunakeszire hajtottunk, ahol a Csépai házaspár, Ági és Imre vendégszeretetét élvezve nekiláttunk a háziak és a vendégek által prezentált édes és sós, sajtos finomságok elfogyasztásának. A ház asszonya az utóbbi hetek





születés- és névnapos vendégeinek tiszteletére nevekkel ellátott tortát készített, amelyből nem csak az ünnepeltek fogyasztottak jó étvágygal. Éhségünk csillapításának első felvonása után, Ági javaslatára, a megjelentek (összesen 12 fő) sorban beszámoltak életük utóbbi éveinek fontosabb eseményeiről: egy különleges utazásról, szülőikkel, testvérekkel kapcsolatos pozitív vagy negatív élményekről, hobbiikairól. És persze szóba kerültek a gyerekek, unokák is.

A késő estébe nyúló összejövetel záróakkordjaként előkerültek a kották, és a társaság dalra fakadt. Ági vezényletével több éneket is sikerült két-, sőt három szólamú kánonban előadni.

D.L.

w w w . n e m e t - d i p l o m a s o k . h u

A tagdíj banki átutalásánál a közleményrovatban kérjük feltétlenül adjátok meg aktuális, pontos postai címeteket. A könyvelési szabályok szerint a tagdíjbefizetéseket a számlára érkezés évére érvényes tagdíjként kell könyvelni. Aki banki utalás helyett csekken szeretne tagdíját fizetni e-mailben jelezze és küldjünk: info@nemet-diplomasok.hu

AZ ABSOLVENTENZEITUNG AKTUÁLIS SZÁMÁNAK MEGJELENÉSÉT HONLAPUNKON MINDIG KÖZZÉTESSZÜK. KÉRJÜK ÍRJÁTOK MEG E-MAIL CÍMETEK VÁLTOZÁSÁT:

i n f o @ n e m e t - d i p l o m a s o k . h u

HA NEM KAPJÁTOK MEG E-MAILBEN AZ ÚJSÁGOT, NÉZZÉTEK MEG A SPAM-ET IS. EGYÉBKÉNT MINDEN LAPSZÁMUNK LETÖLTHETŐ A HONLAPRÓL IS.

BANKSZÁMLÁNK OTP XVI. KER.: 1171 6008-2013 0020 Budapest, XVI. Jókai u. 3.

IBAN: HU88 11716008-20130020-00000000 SWIFT: OTPVHUHB

Szerkesztették: Bacsinszky Karin, Dorogman László, Káli Sándor, dr. Korencsy Ottó, Nagy Edit, Rudiné Kelemen Nóra, Surányi András • Felelős kiadó / Herausgeber: Bornemissza Tamás – az Egyesület elnöke / Vorsitzender des Vereins •

Layout: Rácz Julianna • Készült a Seriart Nyomda Kft.-ben

A lapban megjelent írások nem feltétlenül esnek maradéktalanul egybe a szerkesztőség véleményével.

Die veröffentlichten Beiträge geben nicht zwingend den Standpunkt der Redaktion wieder.